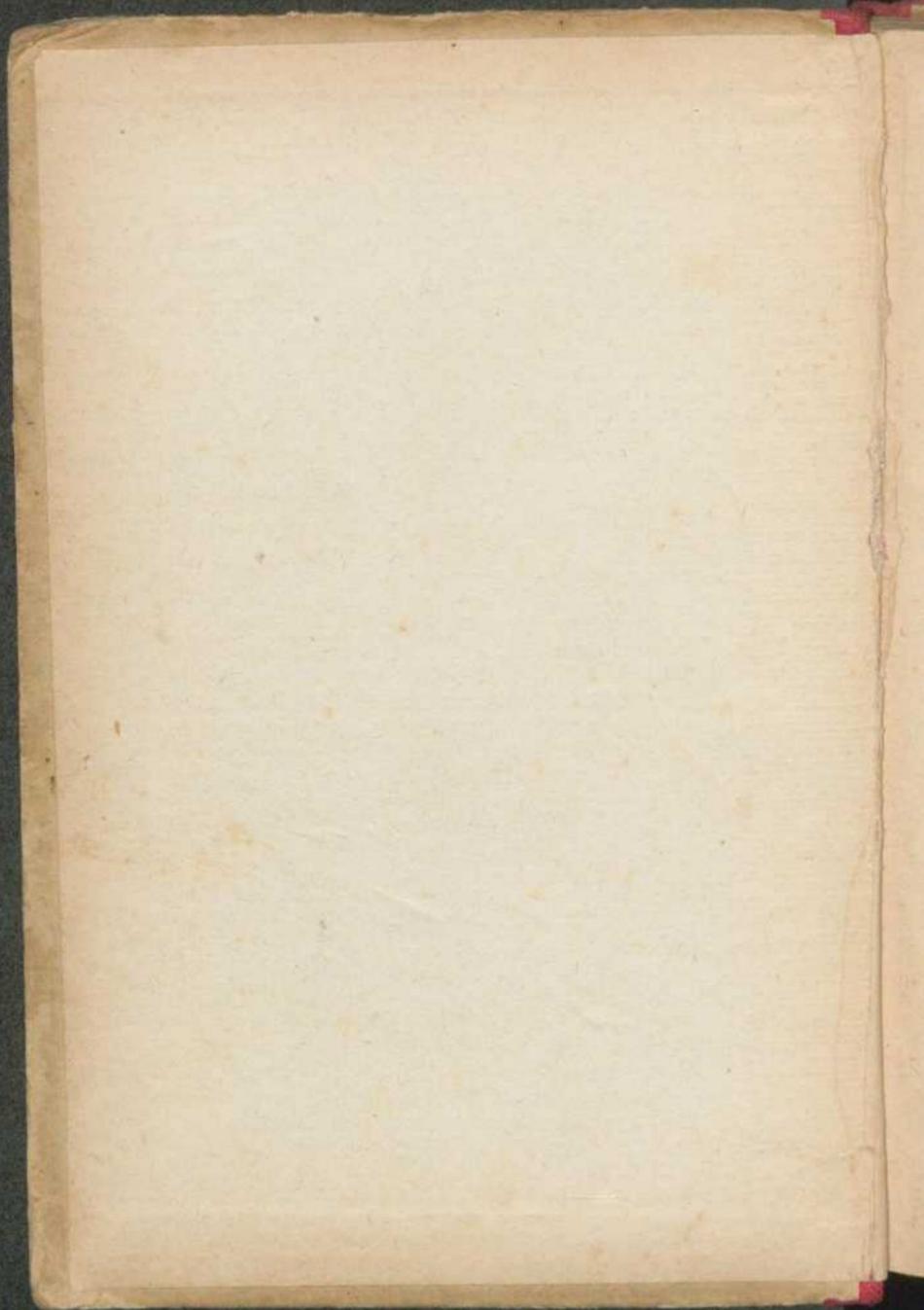


Der Onkel aus Amerika

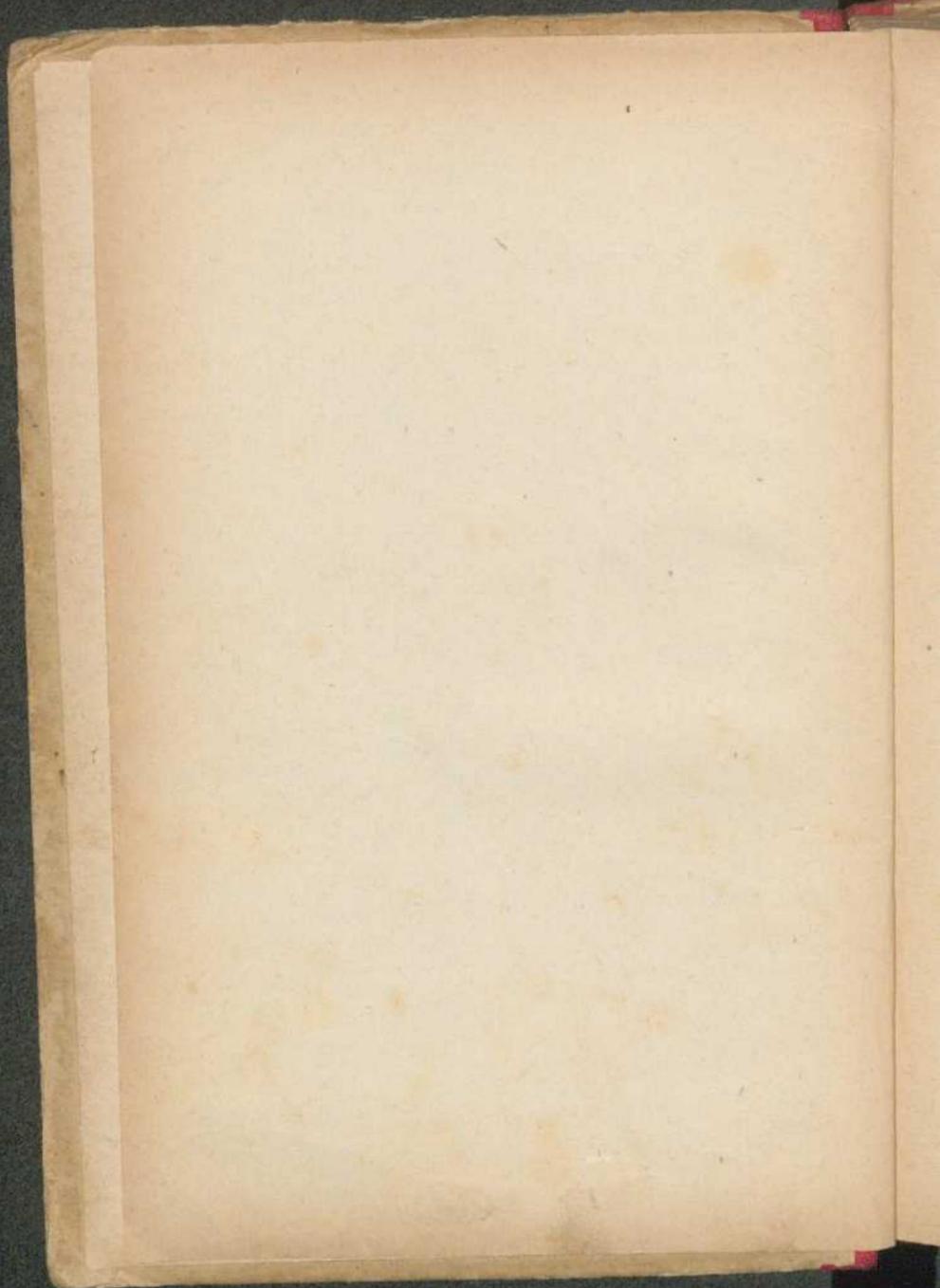


VON
M. Liebrecht.



R. Merrill
1923

51



3671

Der Onkel aus Amerika.

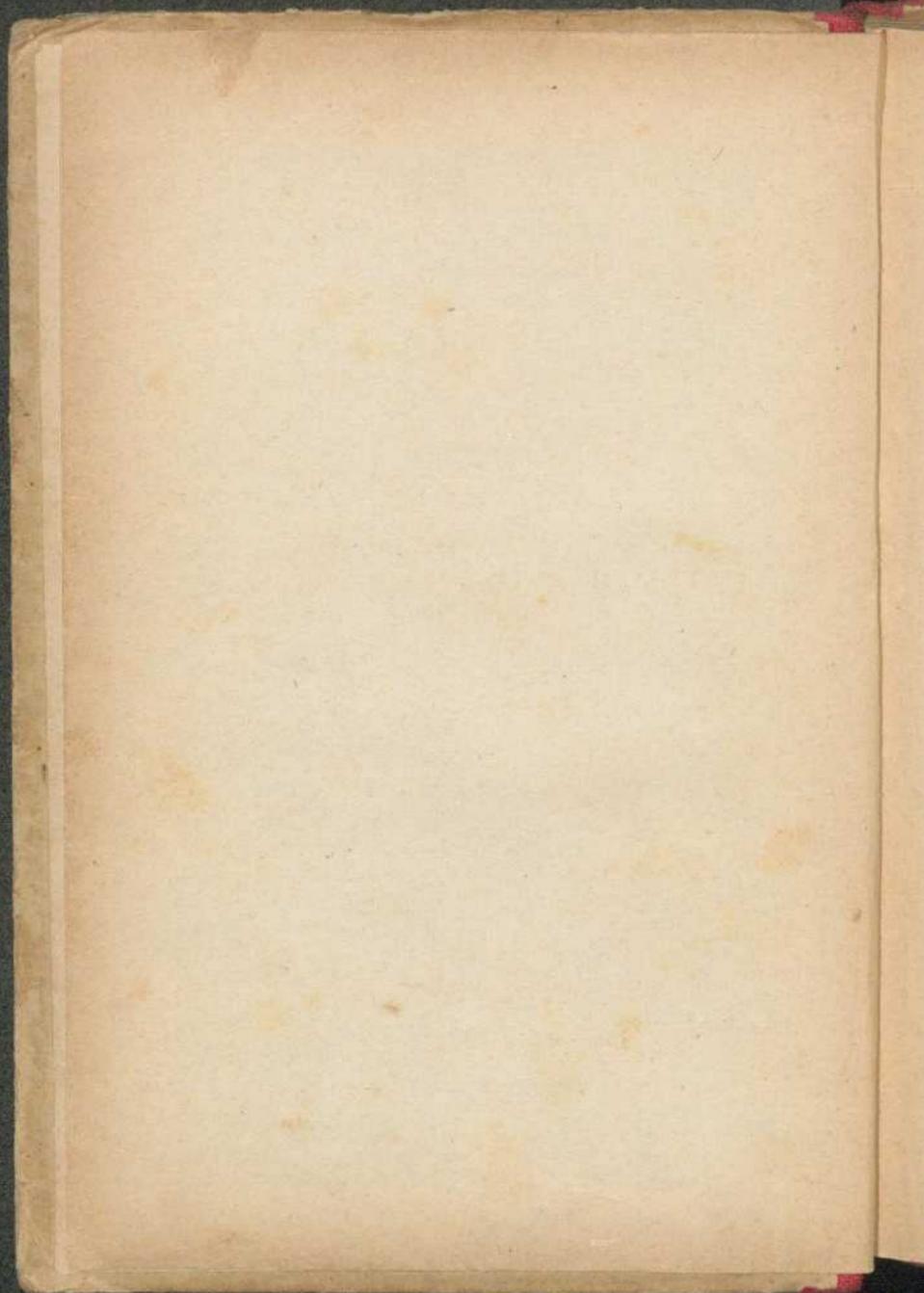
Erzählung

von

Maria Liebrecht.



Konstanz.
Christlicher Buch- und Kunstverlag
Carl Hirsch A.-G.





1. Aus der alten in die neue Welt.

Es war ein grauer Wintertag, und lustiges Flodengewimmel erfreute seit vielen Stunden die Herzen der Kinder. Weiß lag es auf den Dächern und Straßen der Stadt; fröhliche kleine Leute tummelten sich mit ihren Schlitten noch in der Dämmerung. Der zehnjährige Frik, welcher sorgsam warm gekleidet war, stand an einem Haus in der Wohlfahrtstraße und schaute ungeduldig nach seinem Freunde Otto aus, welcher kommen sollte. Auf sein wiederholtes Pfeifen und Rufen erschien der Erwartete.

„Endlich,“ sagte Frik und schob seine Pelzmütze auf dem Kopfe hin und her, was bei ihm immer ein Zeichen innerer Erregung bedeutete. — „Wir machen doch einen Schneemann heute?“

Der gleichaltrige Otto, mit einem guten runden Bubengesicht, knöpft noch an seinem Mantel. „Das wird nicht gut gehen,“ meinte er, „denn wir haben Besuch. Es ist ja heute der Onkel aus Amerika bei uns, und wir feiern seinen Geburtstag.“

„Ach was!“ sagte ärgerlich Frik, dem dieser Onkel manchmal ungeschickt in die Quere kam.

„Ja, und heute, hat er uns Kindern versprochen, erzählt er wieder eine Geschichte.“

„Das kann meine Großmutter auch!“ sagte Frik verstimmt, „überhaupt könntest du das Stubensitzen deinen Schwestern lassen, wenn wir doch so schönen Schnee haben.“

„Nun komm nur!“ meinte Otto besänftigend, indem er mit dem mißmutigen Freund dem Hof zugeing, „wir machen jetzt den Unterbau zu einem riesigen Schneemann; nachher gehst du mit mir ins Zimmer und lernst meinen Onkel auch kennen. Daß Großmütter und Tanten Geschichten erzählen, ist bekannt, aber von einem Onkel hab' ich das noch nie gehört. Dazu berichtet er lauter eigene Erlebnisse, und es kommen Indianer, Bären und Wölfe dabei vor.“

Dieser Vermittlungsvorschlag fand bei Fritz Gnade. Er war jetzt überzeugt, daß als Zuhörer zu des Onkels Erzählungen Knaben sogar passender als die Mädchen waren. Eine halbe Stunde später begleitete er gerne seinen Freund, nachdem er sich daheim die Erlaubnis dazu geholt hatte.

Im hell erleuchteten Wohnzimmer bei Kanzleirats, wo die beiden Knaben eintraten, war's behaglich warm. Ottos Schwestern, vier an der Zahl, hatten um den Onkel, welcher im Lehnstuhl saß, sich schon geschart. Herr Wader — dies war sein Name — begrüßte freundlich die Ankommen- den. Er war der unverheiratete Bruder der Frau Kanzleirat, mit weißem Bart und noch blühender Gesichtsfarbe. Nach langjährigem Aufenthalt im fernen Erdteil, war er vor kurzem zur Freude der Seinigen zurückgekehrt, um seinen Lebensabend in der alten Heimat zu beschließen. Nachdem die beiden Knaben den stattlichen Kreis um den Onkel her beschloffen hatten, begann dieser:

„Zuerst, ihr lieben Kinder, will ich euch sagen, wie ich überhaupt dazu kam, kaum siebzehn Jahre alt, in die neue Welt zu reisen. Ich war ein unruhiges Menschenkind, und der Lebensberuf, welchen

meine Eltern für mich bestimmt hatten, sagte mir nicht zu. Ich war bei einem Notar in der Lehre, um mich fürs Schreibfach auszubilden. Das Sitzen war mir aber eine wahre Qual, und der gestrenge Lehrherr verdarb mir alle Freude an dieser Art von Arbeit. Nachdem mein Vater plötzlich gestorben war, erklärte ich meiner Mutter, welche sich darüber sehr betrübte, daß ich in meiner Lehre nicht bleiben könne. Geld konnte sie mir nicht zur Verfügung stellen, um etwas andres zu beginnen. Da ereigneten sich zwei Dinge, die für mich einen Umschwung herbeiführten. Ein Lotterielos, welches ich im Besitz hatte, trug mir einen ansehnlichen Geldgewinn ein; ein Freund, der zu Verwandten nach Amerika reiste, forderte mich zur Mitfahrt auf. Für diesen Plan war ich feurig begeistert. Als meine Mutter meinen Herzenswunsch erfuhr, erschraf sie zwar, gab mir aber ihre Einwilligung. Ja, sie und meine älteste Schwester geleiteten mich nach Heilbronn an das Schiff, in dem ich auf dem Neckar und Rhein, meinem nächsten Reiseziel, Hamburg, zufuhr. Noch sind mir ihre treuen Ermahnungen beim Abschied in Erinnerung, und ich sehe noch ihren liebevollen Blick, welcher mich begleitete, bis ich ihren Augen entschwunden war. Von meiner Überfahrt auf dem Ozean in einem Segelboot, wobei ich und meine Gefährten beinahe Hungers gestorben wären, will ich heute nicht erzählen, auch nicht von den vielen Entbehrungen, welche ich, besonders in der Anfangszeit, zu erdulden hatte. Doch das abwechslungsreiche Leben im fernen Amerika sagte mir zu. Als ich vier Jahre später in die Heimat berufen wurde, um mich zum Militärdienst zu stellen, war es mir er-

freulich, daß ich, eines kleinen körperlichen Gebrechens wegen, für untüchtig erklärt und darum nicht lange aufgehalten wurde. Nachdem ich meine Lieben gesehen hatte, zog es mich wieder mit Gewalt in die mir nun nicht mehr unbekannte Ferne. Heute, an meinem Geburtstag, ist für mich ein Erinnerungstag besonderer Art. Davon will ich euch berichten.

Es war am 17. Februar des Jahres 1867. Ich hatte unter Wechsel von Freud und Leid mein dreißigstes Lebensjahr erreicht und befand mich damals in Stellung in Chicago in Nordamerika. Ihr habt von dieser Stadt wohl schon gehört. Sie liegt an dem großen Michigan-See und auf der anderen Seite umgibt sie wie ein Ring der breite Michigan-Strom, welcher in den See mündet. An seinen Ufern ging ich in meiner Freizeit häufig spazieren. Auch heute, als ich um die Nachmittagszeit einige Stunden frei hatte, suchte ich meinen Lieblingsweg auf. Derselbe führte auf einer Brücke über den Fluß, dann an demselben entlang, wobei man die malerisch gelegene Stadt gerade vor sich sah. Das Wetter war genau wie heute hier, nur etwas kälter. Grau verhängter Himmel mit Schneefall, daher die Aussicht nicht günstig, der Fluß gefroren und eine leichte Schneedecke darauf. Von Menschen war weit und breit nichts zu sehen. Meine Gedanken führten mich in die Vergangenheit zurück, wozu mein Geburtstag, den ich in weiter Ferne von den Meinigen einsam beging, mir Veranlassung gab. Ich war in einem frommen Elternhaus und in einem lieblichen Geschwisterkreis aufgewachsen. Besonders die Gestalten der entschlafenen Eltern, auch die Mutter war indes gestorben, stiegen

lebhaft vor mir auf. Es kam mir in Erinnerung, daß der Vater uns Kindern tief eingeprägt hatte, das Gebet niemals zu unterlassen. Ein Vater, welcher nicht mehr lebt, predigt seinen Kindern oft weit eindrücklicher als zur Zeit, da er noch bei ihnen war. Ich meinerseits fand, daß ich die väterliche Mahnung in der letzten Zeit nicht recht befolgt habe und nahm mir vor, eifriger im Gebet zu werden. Dazu sollte sich bald eine Gelegenheit von besonderer Art bieten.

Plötzlich bemerkte ich nämlich, daß sich mein Spaziergang zu weit ausgedehnt und ich mich dabei verspätet hatte. Die nächste Brücke, welche über den Strom führte, lag noch eine Stunde weit entfernt; nun galt es Eile. Unversehens machte ich noch eine weitere Entdeckung: es führten deutliche Fußspuren im Schnee quer über den Fluß; mir kam der Einfall, diesen zu folgen, da ich auf diese Weise früher heimkam. Schnell entschlossen wendete ich meine Schritte seitwärts, den gezeichneten Pfad auf dem Fluß verfolgend. Einige hundert Schritte mochte ich gegangen sein, da, ein Krachen unter meinen Füßen, was war das? Vor meinen Blicken zeigte sich ein großes Loch und ich sank im nächsten Augenblick durch dasselbe ins Wasser.

Nun, ihr lieben Kinder, ging es unaufhaltsam in eine bodenlose Tiefe. Das kalte Naß drang in meinen Körper ein, ich schluckte viel Wasser und wußte, daß ich den gewissen Tod vor Augen hatte. Nach einigen Sekunden trug mich das nasse Element wieder nach oben, ich prallte mit dem Kopf an die Eisdecke, unter welcher ich verborgen war und sank, durch den Stoß getrieben, zum zweitenmal hinab. Dies wiederholte sich in kurzem Zwischenraum in

gleicher Weise, denn Ertrinkende werden gewöhnlich dreimal in die Höhe getrieben. Mein Körper war jetzt bleischwer, wenn ich atmen wollte, hatte ich das Gefühl, als ob Berge auf meiner Brust lägen. Wie es mir zu Mut war, läßt sich mit Worten nicht beschreiben, aber daß ich in höchster Not zu Gott um Hilfe rief, könnt ihr euch denken.

Als ich zum drittenmal emporgehoben wurde, geschah etwas Wunderbares. Ich kam mit meinem Kopf genau an der Stelle hervor, wo ich eingebrochen war, ich atmete Luft und sah den Himmel über mir. Eine unbezwingliche Liebe zum Leben ist dem Menschen eigen, wie hätte ich sonst, halb bewußtlos wie ich war, von menschlicher Hilfe fern, Versuche zu meiner Rettung machen können? Doch die Gelegenheit dazu war vorhanden und ich nützte sie aus. Vorsichtig hielten sich meine zitternden Hände an der Eisdede fest, von welcher zwar manchmal ein Stück abbrach, die aber im ganzen doch standhielt. Langsam, meine besten Kletterkünste übend, zog ich meine Beine aus dem Wasser, wobei mir freilich die nassen Kleider sehr hinderlich waren. Zuletzt lag ich, zum Tode matt, auf der trügerischen Eisdede.

Die mich umgebende Luft und der wonnige Gedanke, gerettet zu sein, belebten mich soweit, daß ich mich aufraffte und mit größter Behutsamkeit auf Händen und Füßen dem Ufer zustrebte. Noch hatte ich weder den Mut noch die Kraft, aufrecht auf meine Füße zu stehen. Aber als ich das feste Land erreicht hatte, kehrte beides zurück. Gott sei gelobt! war mein erster Ausruf, als ich nach überstandener Angst und Not auf sicherem Boden stand.

Nun kam auch weitere Hilfe; denn eine Frau,

welche nicht weit entfernt wohnte und in diesem Augenblick herbeikam, bot mir trodene Kleider an, was ich dankbar annahm. Als sie auf dem Weg zu ihrem Hause mein Erlebnis vernahm, sagte sie erschüttert: „Der Mann, dessen Spuren Sie über den Fluß gefolgt sind, ist dort vor wenigen Stunden ertrunken; Sie können von Glück sagen, daß Sie am Tod eben noch vorbeikamen.“

Diese Kunde war auch mir tief beweglich; aber auch ohne sie hätte ich gewußt, daß ich Gott für meine Lebensrettung zu danken hatte. Nachdem ich mich bei der hilfsbereiten Frau etwas erholt, kam ich über die nächste Brücke glücklich in die Stadt und in meine Wohnung. Das kalte Bad, welches ich unfreiwillig genommen hatte, zog glücklicherweise keine weiteren üblen Folgen nach sich. Mein Geburtstag ist durch dieses Erlebnis für alle Zeiten zu einem Gedentag von besonderer Art geworden; es ist aber nicht das einzige Mal in meinem Leben, daß ich aus Todesgefahr wunderbar errettet wurde.“

„Erzähle weiter!“ rief Otto ganz begeistert, „o bitte, noch mehr davon!“ tönte es wie aus einem Munde in dem Kreis der Kinder. Mit Spannung hatten sie alle zugehört, und nun waren sie unersättlich. Der Onkel aber vertröstete auf ein andermal, denn die Essenszeit war vorhanden. Fritz mußte nach Hause und verließ dankend, mit einem Stück Kuchen bedacht, die Gesellschaft. „Aber höre, es ist in der Geschichte kein einziger Indianer vorgekommen,“ sagte er noch zu dem ihn begleitenden Otto und dieser versprach in der bezeichneten Richtung fürs nächste Mal das Beste.

2. Ins Goldland.

Im Dämmerchein des schwindenden Tages saß Herr Wader in der gemütlichen Plaudercke im Wohnzimmer bei Kanzleirats, eine jugendliche Zuhörerschaft im Kreis um ihn versammelt. „Es war nicht lange nach meinem kalten Sturz in den Michigansee,“ so begann der Erzähler, „als ich in das Städtchen Coucel Bluffs übersiedelte, wo ich in einem großen Warengeschäft Anstellung gefunden hatte. Man muß in Amerika jede Art von Arbeit lernen und betreiben; zumal wenn man wie ich, von Wanderlust befallen, den Aufenthalt öfters wechselt. Eines Tages kamen drei wilde Burschen zu Pferd aus Kalifornien an, in hirschlederne Hosen und dunkle Tuchjaden gekleidet, mit Büchsen und Pistolen bewaffnet. Sie berichteten den sie umringenden Leuten, daß sie auf ihrer Reise über das Felsengebirge Gold gefunden hätten. Der höchste Gipfel dieses Gebirgszuges nennt sich Pikes Peaks, und bald verbreitete sich in einer Tageszeitung die Nachricht:

„Gold in den Bergen, Gold in dem Tal,
In Pikes Peaks gibt es Gold überall!“

Daraufhin wurden viele Menschen vom Goldfieber erfaßt, denn sie sahen eine Möglichkeit, schnell reich zu werden. Bald begann eine allgemeine Einwanderung in den jetzt so minenreichen Staat Kolorado. Während jetzt die Eisenbahnen das Land durchziehen, war die Einwanderung in jener Zeit noch mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Doch, was geschah? Der Onkel, welcher in seiner Jugend ihm entgegenstehende Hindernisse gern zur Seite schob, entschloß sich mit vier andern Deutschen,

nach dem sechshundert englische Meilen entfernten Felsengebirge zu reisen. Denkt euch, welche eine Strede Wegs mußten wir da zurüdlegen! Wir waren so ziemlich die ersten, welche von unsrem Städtchen aus dieses Wagnis unternahmen. Ein bedeckter Wagen und zwei Joch Ochsen waren bald gekauft, ein Vorrat von Lebensmitteln beschafft, hauptsächlich aus Mehl, Kaffee und Speck bestehend. Brücken über den breiten Missouristrom, welchen wir zuerst durchqueren mußten, gab es damals noch nicht, so benützten wir ein großes Fährboot, welches uns samt unsrem Ochsenwagen übersezte. Die Gegend war wenig bewohnt; etwa dreißig englische Meilen weiter trafen wir das letzte Städtchen und noch einzelne Farmen an. Und nun — hinein in die amerikanische Wüste, in ein nur von Indianern bewohntes Gebiet, in die sich hunderte von Meilen ausdehnenden Ebenen. Zu unsrer nicht geringen Befriedigung entdeckten wir noch ein Fort, mit Soldaten der Vereinigten Staaten besetzt, welches zum Schutz gegen feindliche Indianer dienen sollte.

Menschen sahen wir von jetzt an zunächst nicht mehr, wohl aber große Büffelherden, deren Zugehörige nach Hunderten zählten. Diese Tiere laufen, eines hinter dem andern, durch das hohe Gras, voran der Leiter der Gesellschaft, ein starker Bulle von riesiger Größe. Zum Glück sind sie den Menschen nicht gefährlich, ja wir taten oft wohl daran, ihrer Spur zu folgen, da wir auf diesen Pfaden Wasser fanden; dies unentbehrliche, in der Wüste so schwer zu erlangende Element. Dabei beobachteten wir, daß die Tiere unter sich oft harte Zweikämpfe zwischen den Leitern der Herden ausfochten, wenn sie sich begegneten. Diese dauern

gewöhnlich so lange, bis der eine Gegner völlig unterliegt, worauf der Sieger die Leitung des ganzen langen Zuges übernimmt. Oft trafen wir die Kampfplätze, wo die Büffel viele Fuß tief den Boden durchwühlt und das Gras abgetreten hatten. Außer Büffeln sahen wir auch zartere Tierlein, zum Beispiel eine Art Antilopen, auch in großen Herden weidend, während über uns in der Luft die Raubvögel kreisten.

Wir selbst mit unserem Ochsenwagen zogen langsamen Schrittes durch die öden Prärien, täglich etwa zwanzig Meilen zurücklegend, bei Nacht wenn möglich in der Nähe des Wassers lagernd. Wie sollten wir aber Feuer machen und kochen in dieser einförmigen Gegend, wo kein Span Holz aufzutreiben war? Als einziger Brennstoff, welcher uns zur Verfügung stand, fanden wir den reichlich zerstreut liegenden Büffeldünger, und in der That, er erwies sich für unsern Zweck sehr brauchbar. Es lag ein eigener Reiz für uns darin verborgen, manche Not und Verlegenheit, in die wir gerieten, durch Klugheit zu überwinden. Enge schloß ich mich in Freud und Leid mit den Gefährten zusammen. Eines Abends, als ich mit dem Einsammeln von Brennmaterial beschäftigt war, fühlte ich etwas Lebendiges mir durch die Hand schlüpfen. Während ich das ekle Tier hastig in das brennende Feuer schleuderte, ertönte lautes Klappern — wahrhaftig es war eine Klapperschlange gewesen, welche mich zum Glück mit ihrem giftigen Biß verschont hatte. Ich dankte Gott für diese Errettung aus Gefahr und gedachte dabei an den Apostel Paulus, welchem auf der Insel Malta in ähnlicher Weise einst dasselbe begegnet war.

Und nun hieß es, die Waffen rüsten, denn wir kamen in das Gebiet der Arrapahoe-Indianer. Wir hatten uns die Begegnungen mit diesen Rothhäuten schwierig vorgestellt, die Sache war jedoch zunächst friedlicher Natur. Ich glaube, sie fürchteten sich vor uns wohl ebenso, wie wir vor ihnen. Sie wohnten, hier und dort zerstreut in Zelten, welche nach Art der deutschen Hopfenstangen aus aufrecht stehenden Pfählen aufgeschlagen und mit Büffelhäuten überdeckt waren. Da saßen sie am Abend still beisammen mit ihren Weibern und Kindern; selten hörte man einen Laut, nur die Hände waren beschäftigt in der Zeichensprache, die neben dem bedächtigen Rauchen der Pfeife ihre ganze Unterhaltung ausmachte. Sie waren mit Büffelleber notdürftig bekleidet, aber stolz wehte die Adlerfeder auf ihrem Kopf. Am Tage lagen sie der Jagd ob, ihr scharfes Auge erspähte jede Spur des Wildes; leise schlichen sie den Opfern nach, um sie dann sicher zu treffen. Sie können während dieser Lieblingsbeschäftigung Hunger, Durst und Anstrengungen jeder Art gut aushalten, daheim aber sind sie arge Faulenzer. Ihre Frauen, welche ihnen mit Unterwürfigkeit dienen und über ihre Kräfte arbeiten müssen, haben ein schweres Leben. Es war immer etwas beängstigend, wenn eine Anzahl Indianer zu uns herankam und sie aus angemessener Entfernung die fremden Bleichgesichter lang und aufmerksam beobachteten. Doch ließen sie uns, wie schon gesagt, in Frieden, und wir — waren herzlich froh darüber.

Die letzte Strecke unsres Weges, auf welcher wir auch andern Zügen von Auswanderern begegneten, war die schwerste. Wir verließen oft unsere

Richtung, um, von Durst gepeinigt, nach Wasser zu suchen. Dort, wo das Auge nichts mehr vor sich sieht, als eine unendliche Sandwüste, erschauten wir oft plötzlich die Fata Morgana. Es sind dies Luftspiegelungen, wundervolle Bilder von Seen, Bergen und fernen Gegenden, welche in farbenreicher Schönheit erstrahlen, auffallend, und doch wieder so natürlich, daß auch das erfahrenste Auge davon getäuscht wird. Entzückt schauten wir darauf hin, bis alles in nichts zerfloß!

Fünf Wochen währte unsere Fahrt, aber endlich erblickten wir, nicht im Trugbild, sondern in Wirklichkeit, den höchsten Gipfel des Felsengebirges. Nun war etwas Großes erreicht! Bald lag die ganze malerische Gebirgskette vor uns. Wir kamen durch herrliche Täler, vom üppigsten Grün bedeckt, wir konnten uns wonnevoll unter Bäumen lagern und an sprudelnden Quellen erquiden. Eines Tages erhielten wir Besuch von einigen Männern, auch Europäern, welche sich mit uns über einen geeigneten Platz zur Ansiedlung verständigten. Sie wollten ein Städtchen gründen, vorausgesetzt, daß in der Nähe Gold gefunden würde. Nach näherer Befichtigung und Überlegung entschlossen wir uns, auf diesen Vorschlag einzugehen. Jeder von uns erhielt drei Morgen Landes angewiesen, innerhalb der geplanten Stadt-Grenze. Mit Lust ging es nach der Zeit der mühevollen Reise und des nachfolgenden Ausruhens an die Arbeit. Sinaus in den Wald — so hieß es nun — Bäume gefällt, mit den Ochsen hereingeschleppt, den Bau aufgerichtet, eine Blockhütte einfachster Art mit Feuerplatz, Kamin und Schlafstelle hergestellt. Bald gewann ein jeder seine eigene Häuslichkeit, in welcher es

ihm wohl wurde. Jetzt befindet sich an jener Stelle die Hauptstadt des Goldstaates Colorado; sie zählt etwa 160,000 Einwohner und trägt den Namen Denver. —

Der Onkel hielt mit Erzählen inne und schaute auf seine Uhr. Es war ziemlich spät geworden, weshalb er zum Leidwesen der Kinder für heute seine Erzählung abbrach. „Recht bald dürft ihr weiter hören,“ vertröstete er die Gesellschaft: „und zwar kommen wir dann ans Goldsuchen, an einen Indianer-Überfall und noch einiges andere.“ Unserem Frik, welcher sich nur ungern von der frohen Gesellschaft trennte, war es in Anbetracht der Indianer etwas zu friedlich hergegangen, allein er freute sich nun mit den andern auf die versprochene Fortsetzung und war gespannt, zu hören, was der „Onkel aus Amerika“ weiter erlebt hatte.

3. Sorgen und Mühen.

Die Erzählungsabende nahmen ihren regelmässigen Verlauf, und Frik versäumte nie, sich dabei einzustellen. Er war heute beinahe ungeduldig, daher der erste auf dem Platz. Herr Wader hatte ihm erlaubt, ihn wie die andern „Onkel“ zu nennen, das klang so vertraulich und beglückte ihn hoch. Nun hingen aller Augen an dem Erzähler, welcher begann:

Beim Goldsuchen, liebe Kinder, sind wir stehen geblieben, nachdem ich euch das letztmal erzählte, daß ich mit meinen Gefährten in der Gegend am Felsengebirge mich wohllich eingerichtet hatte. Diese Art von Arbeit bringt viel Mühe und beinahe ebensoviele Enttäuschungen mit sich. Am Ufer des Flusses, der das Tal durchzog, wurden Spuren

von Goldstaub gefunden, und unsre Ansiedlung, etwa sechzig kräftige Männer, begaben sich rüstig ans Werk. Wir gruben einige Fuß tief in die Erde, legten die mit Sand und Lehm vermischten Goldkörnchen in eine Pfanne und sonderten sie dort mittelst Wasser von allem Unrat. Dies war die Hauptbeschäftigung, der wir vorerst täglich oblagen.

Inzwischen kam der lange Winter. Es war kurz vor Weihnachten, als wir von einem Besuch überrascht wurden in der Person des Dolmetschers der Indianer. Er war ein gebildeter Amerikaner. „Ich komme,“ sagte er, „im Auftrag der Indianer, welche wissen wollen, zu welchem Zweck ihr hiehergekommen seid und in ihrem Gebiet euch aufhaltet. Macht euch bereit, die Häuptlinge mit ihren Kriegern zu empfangen, welche heute schon bei euch eintreffen werden. Ich rate euch, sie freundlich zu empfangen und aufs beste zu bewirten, so wird ein feindlicher Zusammenstoß vermieden werden.“

Wir bekamen natürlich zuerst einen gelinden Schrecken und ratschlagten, was zu tun sei. Einige meinten, wir sollten uns mit den Indianern gar nicht einlassen, doch die meisten waren dafür, daß wir sie zu unsrem eignen Vorteil gastlich empfangen. Nachmittags kamen sie, etwa sechzig Rothhäute, nebst einigen Weibern. Sie lagerten sich im Freien in der Nähe unsrer Blockhütten. Nachdem wir sie höflich begrüßt und mittelst des Dolmetschers mit ihnen verhandelt hatten, versprachen sie, uns friedlich bei unsrer Arbeit zu belassen. Hierauf bewirteten wir sie mit einem trefflich bereiteten Mahl, welches sie gierig verschlangen. Sie blieben den ganzen Abend und belustigten sich mit Gesang und mit ihren Kriegstänzen. Leider waren einige

Weißte so unvorsichtig, ihnen Schnaps zu trinken zu geben, demzufolge die Indianer denn ein wildes Gejohle anstimmten, das uns Schlimmes befürchten ließ. Erleichtert atmeten wir auf, als sie uns um Mitternacht verließen, und froh, daß der Besuch gut abgelaufen war, legten wir uns schlafen. Eine heimliche Lücke bereiteten sie uns ein andermal, doch davon später!

Weihnachten rückte heran, da wurde es uns im Gedanken an die Heimat und unsre fernern Lieben weh ums Herz. Wir fünf Deutsche, welche die Reise zusammen gemacht hatten und uns im fremden Land stets als eine Familie fühlten, beschloßen zur Vertreibung der Grillen einen gemüthlichen Weihnachtsabend zu feiern. Zuerst ging es auf die Jagd. Das wilde Gebirgsland war voll von Hirschen, Rehen, Bären, Antilopen und Rebhühnern. Da wir gute Schützen waren, hatten wir bald, was wir zum Festmahl brauchten. Während ich den Tisch deckte und die andern das Essen bereit machten, rief mich Freund Wilhelm, welchen wir der Kürze halber nur „Bill“ nannten, auf die Seite. Voll Vergnügen zeigte er mir eine Flasche Champagner, welche er aus seiner Rocktasche zwängte, indem er mir erzählte, daß er diese Kostbarkeit, in einem hohlen Baum versteckt, im Wald gefunden habe. Das Rätsel, wie die Flasche dahin gekommen, erklärten wir uns später so, daß irgend ein Eingewanderter sie seinem Nachbar entwendet und dort verborgen hatte. Jedenfalls war hierzulande der Entdecker auch der Eigentümer, und unsre Genossen, als sie zum Festmahl herbeikamen, erstaunten nicht wenig, als sie sahen, daß ich zu andern Tischgeräten auch Gläser aufgestellt hatte. Zur

Erklärung prangte, schön geschmückt, die Weihnachts-
überraschung mitten auf dem Tisch, und fröhlich
setzten wir uns nieder. Unsrer Speisefolge lautete:
Suppe, mit Büffelfleischbrühe bereitet, Bären-
kotelettes, Rehkeule, und zuletzt Rebhuhn. Gerne
hätte ich als echter Schwabe auch Kraut und Kar-
toffeln dazu gehabt, allein wir waren froh, daß
wir um jene Zeit in unsrer Ansiedlung schon Brot
kaufen konnten, das wir als Zugabe zu den ledern
Braten mit bester Eklust verpeisten. Als wir zum
Nachtisch den Champagner, weislich verteilt, in
unsre Gläser goßen, erhob ich mich von meinem
Sitz und hielt folgende Rede, die ich in Verse
gebracht hatte:

Am Weihnachtstische, von Sorgen befreit,
Lasset uns halten fröhliche Zeit:
Erhebt euch, ihr Freunde, ergreift das Glas,
Nehmt einen Schluck von dem köstlichen Maß:
Aufs Wohl unsrer Lieben im Heimatland,
Wir grüßen sie übern Meeresstrand!
Uns gebe Gott sein segnend Geleit,
Wir freuen uns, denn es ist Christtag heut!"

So verlebten wir miteinander eine gemüthliche
Stunde, wobei ich auch der verstorbenen frommen
Eltern mehr als sonst gedachte. —

Als der Frühling wiederkehrte, begann in unserer
Gegend eine wahre Jagd nach dem Glüd. Von
allen Richtungen der Windrose kamen Scharen von
Menschen an, gelodt von dem Zauberwort: „Gold,“
das sie zu erringen hofften. Zu Wagen, zu Pferd,
bepackt oder ohne Gepäd, erschienen sie zu Tausen-
den; viele darunter hatten eine sorgenfreie Stellung
und ein glüdliches Heim der Aussicht auf raschen
Gelderwerb geopfert. Ihnen nach drängten andere
Tausend, manche kamen krank und elend an und

hatten, als die Kräfte versagten, einen Platz auf einem Frachtfuhrwerk erobert. Aber vorwärts nach dem Wunderland drängten alle, ehe andere all die Schätze dort einheimsten. Ein großes Zeltlager um uns her, in welchem diese zahllosen Menschen nach und nach unterkamen, entwickelte sich binnen Jahresfrist zu einer Stadt, in der Hammer und Säge die Häuser gar nicht schnell genug hervorzaubern konnten.

Eines Tages erschien in dem uns umgebenden Menschengewimmel eine schlichte, hohe Mannesgestalt mit einem milden und freundlichen Gesicht. Es war ein Missionar, William mit Namen, welcher sich aus freiem Antrieb die Aufgabe gestellt hatte, unter diesen Leuten zu wirken und ihnen das Evangelium zu bringen. Ein Gotteshaus gab es um jene Zeit noch nicht. Bald war es ein Zelt, welches der eifrige Prediger zu seinen Ansprachen benützte, bald bildete eine umgestürzte, im Freien aufgestellte Kiste die Kanzel, von der seine Stimme erschallte. Und gerne hörten ihm die Leute zu, diese oft körperlich verkommenen und sittlich tief gesunkenen Menschen, deren Seelen gleichwohl zu Gott geschaffen und nach ihm verlangend waren. Mir fiel, wenn ich selbst Zuhörer war, oft das Gleichnis ein vom Reh, das ins Meer geworfen wird, damit man allerlei Gattung fängt, denn unter großem Andrang der wettergebräunten Goldwäscher fanden diese Versammlungen statt. Warum die Worte des Predigers in der Wüste soviel Anklang fanden, will ich euch, liebe Kinder, nun erklären. Seht, je mehr Menschen bei uns ankamen, umso geringer wurde unsere Aussicht auf Erwerb. Das ursprüngliche oberflächliche Gold-

graben in den Tälern währte verhältnismäßig kurze Zeit, und niemand hatte davon viel Gewinn. Dagegen entdeckte man hoch oben in den Felsenbergen große Goldadern, welche aber oft viele hundert Fuß tief unter der Erde verborgen waren. Solche Arbeit erforderte aber ein Betriebskapital, welches der gewöhnliche arme Goldgräber nicht besaß. Viele hoffnungsfrohe Menschen, welche unter schweren Opfern in die Gegend gereist waren, zogen bitter enttäuscht wieder ab. Ja, da strahlte die eine löstliche Perle, welche der Prediger William anpries, in ihrem unvergänglichen Glanze, und er gewann manches Herz für Gott. Ehre sei seinem Andenken — denn mit dem Tode bezahlte er sein edles Tun! Auf dem Weg von unsrer Ansiedlung in eine andre ähnliche Niederlassung, wo er gleichfalls predigen wollte, wurde er von einem Indianer überfallen und meuchlings ermordet. Die Wehklage und Erbitterung über diese abscheuliche That war allgemein, und — „Böses erzeugt Böses,“ das sahen wir bald hernach. Ein Mexikaner hatte sich vorgenommen, den Tod des Predigers, dieses Lieblings der ganzen Bevölkerung, zu rächen. Den Sinn des Heilandes, der dem Feinde verzeiht, hatte dieser leidenschaftliche Mensch freilich ganz und gar nicht erfaßt. In der That — wenige Tage nachher jagte er zu Pferd an uns vorüber, den blutigen Kopf eines Indianers an seinem Sattelknopf! — „Aber diesmal hat es etwas Schreckliches gegeben mit den Indianern!“ So rief Fritz zur Thüre hinein, ehe er vor seine Mutter trat und des Onkels Erzählung ihr berichtete.

4. In Todesgefahr.

Beim traulichen Lampenschein versammelte sich wieder bei Kanzleirats die bekannte Kindergesellschaft, und Onkel August trat in ihre Mitte. Es gab ein herzliches Begrüßen, dann schloß sich der Kreis um den Erzähler, welcher begann:

Vom Goldgraben im Fessengebirge habt ihr, liebe Kinder, das letztemal gehört. Heute will ich euch berichten, wie ich in höchster Lebensgefahr eine weise und heilsame Lehre davontrug. Ich befand mich, einige Jahre später, mit zwei Gefährten im Staat Montana. Ein Holländer, der lange Bill, welchen ihr von jenem Weihnachtsabend her kennt, und ein schwäbischer Landsmann namens Weber, waren damals meine Hausgenossen. Der Winter hatte früh und hart begonnen, seit Neujahr aber war herrliches Wetter. Vor den warmen Sonnenstrahlen verschwand der letzte Rest des Schnees, den uns die heftigen Dezemberstürme gebracht hatten. Es litt uns nicht länger in der dumpfen Blockhütte, wir mußten hinaus ins Freie, um die in langer Untätigkeit steif gewordenen Glieder in Bewegung zu bringen und zugleich den Übermut unsrer auf der weiten Prärie umherschweifenden Pferde durch einen tüchtigen Ritt zu dämpfen. Unser Beschluß war, einen Ausflug nach den siebenzig Meilen entfernten, neu entdeckten Goldminen bei Elk-Creek am Hirschfluß zu machen.

Die Morgensonne des folgenden Tages fand uns im Sattel, und munter ging es dreißig Meilen weit über die Prärie, bis wir nach scharfem Trab in dem Städtchen Daernlodge, am Flusse gleichen Namens, Halt machten. Hier wurde übernachtet,

um am folgenden Tag in die Nähe unsres Reiseziels zu gelangen. Der Weg zog sich durch ein auf beiden Seiten von hohen Gebirgsketten eingeschlossenes Thal und brachte uns gegen Abend in die Ansiedlung einiger Goldgräber, welche hier ihr Winterquartier aufgeschlagen hatten, um sich, ähnlich wie wir, bis zum Anbruch des Frühjahrs mit Fischen und Jagd die Zeit zu vertreiben. Hier ließen wir unsre Pferde und das Gepäck zurück, denn die letzten fünfzehn Meilen bis zu den hoch im Gebirge liegenden Minen mußten zu Fuß gemacht werden. Jeder von uns versah sich mit einem Wollteppich, einer Büffelhaut und etwas Proviant, um nach kurzer Ruhe, die wir bei den Ansiedlern gefunden hatten, die Reise fortzusetzen.

Doch, o weh! Das Wetter hatte sich über Nacht geändert. Anstatt des warmen Südwest blies ein eissiger Nordwind durch das weite Thal, und unsre wetterkundigen Gastgeber rieten uns, die Reise ins Gebirge bei dem nahenden Schneesturm zu unterlassen. Doch — wir waren einmal da und vertrugen in unsrer jugendlichen Unternehmungslust keine Einsprache. Dem Unwetter zum Troß wollten wir unsern Plan doch ausführen. Tüchtig hob es zu schneien an, während wir noch in der Ebene dahin gingen, dann begann auf einem mühsamen und beschwerlichen Wege der Aufstieg durch den dichten Tannenwald. Da der Weg bald verschneit wurde, hieben wir zur Vorsicht, um uns den Rückweg zu sichern, mit der Art Einschnitte in die Bäume. Wir drei Wanderer waren allmählich über und über mit Schnee bedeckt, und auf dem Boden lag das weiche Polster mehrere Fuß tief. Doch wader hielten unsre Kräfte stand, bis wir

endlich die Höhe des Gebirges und die Nähe der
Minen erreicht hatten.

Soweit war alles gut. Als wir zu unserer
Freude auch hier, in dieser weltverlorenen Einsam-
keit, einige in ihre Hütten verschanzte Goldgräber
antrafen, fühlten wir uns sicher und geborgen.
Unser Vorhaben war, bei ihnen möglichst besseres
Wetter abzuwarten. Doch jetzt mußte unser Wille
der Macht der Verhältnisse weichen, und die lautete,
wie in Herders Heldengesang:

Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo,
Rückwärts, rückwärts, stolzer Eid!

Ein Obdach für die Nacht wurde uns gerne
gewährt, dagegen waren die Leute, selbst spärlich
mit Nahrungsmitteln versehen, nicht zu bewegen,
uns davon das zu längerem Bleiben Notwendige
zu verkaufen. Ohne die Minen besichtigt zu haben,
mit den letzten Resten unsres Proviant's, traten
wir am andern Tag den Rückweg an.

Zum Unstern war das fortgesetzte Schneien in
einen richtigen Schneesturm übergegangen. Solch
ein „Blizzard“, wie er in jenen Gegenden dann
und wann ausbricht, ist ein ganz anderes Ding als
das unschuldige Schneegestöber in unsrem deutschen
Vaterland, wo die weichen Floden meist sanft und
gemüthlich sich auf die Erde niederlassen. Doch wir
durften jetzt darauf nicht achten. Von dem engen
Pfad, welcher ins Tal zurückführte, war keine Spur
mehr zu sehen. Nur an den in die Bäume gemachten
Zeichen konnten wir die Richtung des Weges ein-
halten. Langsam arbeiteten wir uns durch. Als
wir am Abend totmüde das Ende des Waldes er-
reicht hatten, von wo wir durch das offene Tal
noch einen weiten Marsch vor uns hatten, beschlossen

wir, im Freien zu übernachten. Dies war, so lange wir uns in der Nähe des Gehölzes befanden, wünschenswert. Bald brannte ein mächtiges Feuer, und obwohl wir den Umständen entsprechend ziemlich kleinlaut waren, schmeckte uns das in Eile bereitete Abendbrot vortrefflich. Welche Wohlthat, einen frischgebrauten heißen Kaffee einzunehmen und die letzten Reste von Brot und Speck, welche freilich den knurrenden Magen nur halb befriedigten, zu verzehren! Dann wurden auf nassen Tannenzweigen, zur Seite das lodernde Feuer, unsere Büffelhäute ausgebreitet, wir legten uns nieder und deckten uns mit den Teppichen zu bis über die Ohren. Bald waren wir trotz Sturm- und Schneegestöber in tiefen Schlaf gesunken.

Am Morgen gab es kein fröhliches Erwachen, denn der Ernst unsrer Lage trat uns alsbald ins Bewußtsein. Unter Menschen zu kommen und die Ansiedlung, in der unsre Pferde verwahrt waren, zu erreichen, war heute unser innigstes Verlangen; ob wir dieses Ziel erreichten, eine bange Frage! Mit leerem Magen, noch müde vom gestrigen Marsch, nahmen wir unser nasses Bettzeug auf den Rücken, um weiter zu pilgern. Wir betraten jetzt das offene Land, wo der noch anhaltende Nordweststurm mit rasender Schnelligkeit, durch keinen Widerstand aufgehalten, einherfuhr. Es galt, eine mühsame, im höchsten Grad erschöpfende Arbeit zu vollbringen. Der gefrorene Schnee jagte durch die Luft und drang wie spitze Nadeln auf uns ein, während der eisige Hauch des Windes, dem keine Kleidung standhielt, uns bis ins Innerste erstarren ließ. Jede Aussicht war bis auf wenige Schritte verschleiert. Wir gingen im Gänsemarsch, einer

hinter dem andern, voran der langbeinige Bill, welcher mit Hilfe seines Kompasses die Richtung angab, sanken aber mit jedem Schritt bis an die Hüfte in die weiße Dede ein. Unter diesen Umständen war es uns bald klar, daß wir in einen Kampf um unser Leben gestellt waren, von dem wir nicht wußten, wie er enden würde. Denn immer lauter heulte der Sturm, immer dichter flogen die eisigen Floden, immer schwächer wurden unsre Kräfte. Gegen Abend konnte Freund Weber, der hinterste im Reihen, Bills gewaltigen Schritten nicht mehr folgen. Wir mußten umkehren und ihm Mut machen, da er niedergefallen war und, mit dem Rücken in den Schnee gelehnt, einfach sitzen blieb. „Komm, mein Junge,“ sagte Bill, „siehe, wir sind in der Nähe des Daernlodgeflusses, da gibt es im Gehölz ein Nachtquartier und gutes Ausruhen.“ Die Aussicht, abermals im Freien bleiben zu müssen, war nicht verlockend. Dennoch folgte der Ermattete unsern Schritten. Bald betraten wir die bezeichnete Stelle, die voll trodener Stämme und Äste lag, welche der Sturm gebrochen hatte. Nun rasch ein Feuer angezündet, ehe die Glieder erstarren! Die Bündel wurden abgeworfen, Holz herbeigeschleppt, trodenes Reisig geknütt. Zitternd vor Kälte, bis über die Kniee im Schnee versunken, umstanden wir unsern Feuerplatz, während Bill ein Streichholz uns andre rieb und unmutig wegwarf. Kein einziges spendete den rettenden Funken, da sie alle naß waren. Es dunkelte stark, und durch die tiefe Stille tönte ein langgezogenes Geheul von Wölfen. „Ein neuer Feind! Die Bestien haben wohl Hunger, gerade wie wir,“ sagte Bill, der seinen Vorrat von Streichhölzern, und ebenso den von

Weber, ganz verbraucht hatte. Verzweifelt durchsuchte ich meine Taschen, denn ohne Feuer waren wir in doppelter Hinsicht unrettbar verloren. Ein einziges Streichholz fand ich in der tiefsten Ecke meiner Westentasche — naß war es nicht, — sollte an diesem winzigen Ding unser Leben hängen? „Mit Gottes Hilfe, vielleicht gelingt es! aber es ist das letzte, Bill!“ sagte ich, es ihm feierlich überreichend. Ruhig nahm Bill das Hölzchen zwischen seine Finger und rieb es an der inneren Seite seines groben Wollhemdes — hurra! — es brannte. Schnell war das Reisig entzündet, eine lichte Lohe schlug auf und wir trugen Sorge, die ganze Nacht das Feuer zu unterhalten. An Schlafen dachten wir nicht mehr, zumal die Wölfe uns umkreisten, wohl aber überlegten wir, was morgen werden sollte. Wir waren nach unsrer Berechnung noch etwa vier Meilen von der ersehnten Ansiedlung entfernt und hatten seit vierundzwanzig Stunden nichts mehr gegessen. „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um,“ dieses Sprichwort fuhr uns in jedem Augenblick durch den Sinn. Wir saßen, meist stumm, auf einem Baumstamm, den wir vom Schnee gefäubert hatten, und überdachten, vor- und rückwärtsblickend unser Leben.

Hell und klar brach der Morgen an, matt schien die Sonne durch die schneidend kalte Luft, der eisige Ostwind kam gerade von der Richtung, welche wir einzuschlagen hatten.

O, dieser sechzehnte Januar! Nie werde ich ihn vergessen, und ihr wohl auch nicht, meine Freunde! Mühsam schleppten wir uns dahin; der hinterste war diesmal ich; keiner konnte mehr auf den andern achten. Rauchend brach sich mein müder

Körper Bahn durch den tiefen Schnee, immer langsamer kam ich vorwärts. Zuweilen legte ich mich einige Augenblicke auf die weiße Decke, um auszuruhen. Es wurde Nachmittag, aber noch immer war keine Ansiedlung zu sehen. Sollten wir uns verirrt haben? Die Kameraden kamen mir außer Sicht, dafür erschien ein anderes lebendes Wesen, ein grauer Wolf, der mir in einiger Entfernung hartnädig folgte. Ruhte ich, so stand er stille und beobachtete mich mit gierigen Blicken, als wollte er sagen: „Du bist mein Abendessen, guter Junge!“

Solange dieses Tier hinter mir her war, nahm ich mir keine Zeit zum Ausruhen; doch schien es endlich einer andern Spur zu folgen, denn es war auf einmal verschwunden. Als es Abend wurde, glaubte ich, erliegen zu müssen. Mich fror es nicht mehr, aber kalt und ohne Gefühl waren die Füße. Ermattet legte ich mich in den Schnee; nur ruhen wollte ich, und einschlafen — vielleicht für immer! Halb träumend war ich mit meinen Gedanken daheim im alten Pfarrhaus, wo einst meine Wiege stand. Die Bilder des liebenden Vaters, der sorgsam Mutter, der munteren, mit mir so eng verbundenen Geschwister umschwebten mich. Ich sah die Christtagslichter glänzen, welche uns, den jubelnden Kindern, die Geburt des Heilandes verkündet hatten. O die Heimat! wie schön war sie in der Erinnerung, wie gerne möchte ich sie und alle Lieben, die ich noch besah, wiedersehen! Ich war entschlossen gewesen, mich dem Schlaf und damit dem sichern Tod zu überlassen. Doch der Gedanke an die ferne Heimat rief mich ins Leben zurück. Ich raffte mich empor und öffnete die Augen. Doch halt, was sehe ich — ist's nicht Rauch, der

dort aufsteigt, ein Traum oder Wirklichkeit? Drunten am Fluß, wenige hundert Schritte von mir entfernt, liegt die Ansiedlung. So nahe am Ziel durfte ich den Kampf nicht aufgeben. Es war dunkel geworden, als ich, vor Schwäche taumelnd, bei meinen Kameraden im warmen Blodhaus ankam, mit erfrorenen Füßen und Händen, die mich noch heute an jene schwersten Stunden meines Lebens gemahnen, aber gottlob — gerettet! — —

Es war still im Kreise, als Herr Wader schwieg, und der gutmütige Frik wischte sich mit der braunen Hand dicke Tränen fort. „Das war schrecklich, viel schlimmer als alles, was wir von den Indianern hörten!“ schluchzte er. Der Onkel legte seinen Arm liebevoll um ihn. „Das nächstemal, mein Junge, soll dir ein freundlicheres Bild vor Augen treten,“ sagte er beruhigend.

5. Geschwisterliebe.

Die Küchenräume bei Kanzleirats durchdrang ein lieblicher Duft von Schmalzgebäcken, was die Kinder hoch erfreute. Otto feierte Geburtstag und hatte sich dazu zweierlei gewünscht. Erstens, sein Lieblingsgebäck, Fastnachtsküchlein, welche die Mutter trefflich zu machen verstand; sodann, daß Onkel August sie verspeisen helfe und dabei die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte gebe. Beides war nun im Werk, so daß man auf einen gemüthlichen Abend rechnen konnte. Ottos Schwestern richteten den Tisch und waren angewiesen, alles festlich zu gestalten. Freund Frik hatte den guten Einfall gehabt, den Onkel in seiner Wohnung abzuholen; nun erschienen die beiden Hand in Hand,

wie zwei gute Kameraden. Daß auch die Eltern heute dabei waren, gab dem Unterhaltungsabend einen besondern Glanz. Nach dem Abendessen fuhr der Onkel in seiner Erzählung fort:

„Etwas Liebliches euch zu berichten, versprach ich das letztemal, als unser Fritz, aus Anlaß des Schneesturmes, in welchem ich beinahe mein Leben verloren hätte, so schmerzlich bewegt war. Nun führe ich euch zunächst in meine frühe Kindheit, ins Elternhaus, zurück. Ich zählte damals sieben Jahre und hatte drei Brüder und zwei Schwestern im Alter über mir. Nun kam dazu noch eine kleine Schwester, ein Ereignis, welches ich froh begrüßte; gedachte ich doch dadurch aus der mißlichen Lage zu kommen, wonach ich als Jüngster bei den Geschwistern oft hintangesetzt wurde. Als die kleine Anna im Dorfkirchlein getauft werden sollte, sah ich die Schwestern, festlich geschmückt, das Kindlein dorthin tragen, ich sah in langem Zug die Paten und andre Gäste nachfolgen, ja, auch die Dorfbewohner waren in sichtlicher Bewegung, um des Pfarrers Kindtaufe mitanzusehen. Meine Mutter hatte jedenfalls gedacht, daß ich am besten bei ihr zu Hause bleibe; mein Sinn aber stand nach etwas anderem. Ich rannte ungesehen nach der Kirche. Ach, nirgends fand ich eine offene Pforte, die schweren Kirchthüren, welche ich nicht öffnen konnte, waren schon geschlossen. Endlich gewann ich durch die Sakristei noch Einlaß und kam im Gotteshause an, als die heilige Handlung schon begonnen hatte. Eine dicke Mauer von Menschen, unter welchen auch meine Brüder waren, umgaben den Altar und Taufstein, so daß ich vergeblich einen Ausblick dorthin zu gewinnen versuchte. Die Brüder hätten mir vielleicht helfen

können, statt dessen stürmten sie bei meinem Erscheinen auf mich ein und einer rief: „O du dummer Gustel, mach' daß du heimkommst, hier ist kein Platz für kleine Kinder!“ Weinend, als der einzige unter den Geschwistern, welcher die Taufhandlung nicht mit angesehen hatte, kam ich nach Hause. Die Mutter tröstete mich, lächelnd über meinen Einfall; aber daß ich bei einer Sache, die mich so nahe anging, schändliche Abweisung erfahren hatte, blieb mir lange im Gedächtnis. Doch seht, was in der Zukunft sich begab! Gerade diese kleine Schwester Anna sollte für mein Leben eine besondere Bedeutung gewinnen. Durch die gütige Vorsehung so geordnet, gehörte mir ihr reiches, edles Herz viel mehr als den Geschwistern.

Kommet nun nach dieser kleinen Begebenheit wieder mit mir nach Amerika, wo ich einundzwanzig Jahre lang als einsamer Junggeselle, fremd in fremdem Lande, hin- und hergezogen war. Nun endlich hatte ich einen festen Wohnplatz gewonnen. Daß ich beim Goldsuchen mein Glück nicht finden werde, war mir klar geworden, wohl aber kam es so, daß ich im Zusammenhang mit dieser Beschäftigung, welche im Staate Montana eifrig betrieben wurde, mein Brot verdiente. Ich kaufte in der Stadt Helena ein kleines Gasthaus, das ich mit der Zeit und beim Aufschwung aller Geschäfte nach und nach erweiterte. Ein Deutscher, Walter mit Namen, mit welchem ich schon länger in Verbindung stand und den ich sehr tüchtig befunden hatte, gesellte sich mir als Geschäftsteilhaber zu. Wie froh waren wir beide, als wir eine geregelte Tätigkeit und einen Ort der Ruhe gefunden hatten.

Um diese Zeit, als ich aus den fernen, wilden

Gegenden wieder mehr in den Weltverkehr gerückt war, erhielt ich aus dem deutschen Vaterland regelmäßige Berichte. Eng schloß sich nach der Eltern Tod der Geschwisterkreis zusammen. Meine nächsten Angehörigen hielten mich armen Fremdling in der That in treuem Andenken. Brüder und Schwestern, welche unterdessen eigne Heimat und Beruf erworben hatten, schrieben häufig und ließen mich an Freude und Leid ihres Lebens teilnehmen. Unsr „Kleine“, wie wir Anna immer hießen, hatte durch den Tod der Mutter am meisten verloren. Sie war reich begabt, und nachdem sie sich zur Lehrerin ausgebildet hatte, zog sie schon in dem jugendlichen Alter von siebzehn Jahren in die Fremde. Sie lebte seit längerer Zeit in Italien und bekleidete in vornehmen Häusern das Amt einer Erzieherin. Ich hing an dieser Schwester mit besonderer Liebe und plötzlich kam mir ein Gedanke, welcher mich mit Macht erfaßte und nicht mehr losließ. Ich wollte Anna zu mir bitten und ihr eine Heimat bieten. Wohl standen diesem meinem Wunsch noch allerlei Hindernisse entgegen, aber ich schob sie mit Tatkraft zur Seite, und auch bei der Schwester neigte sich das Zünglein der Wage zu dem Entschluß, daß sie mir eines Tages schrieb: „Ja, ich komme! Ich bin gewiß, daß Gott dir diesen Plan zu unser beider Wohl und Bestem ins Herz gegeben hat.“

Jubelnd vernahm ich die Botschaft und nun begann ein rühriges Schaffen und Treiben. Wenn die Schwester bei mir einzog, sollte sie zu ihrer Bequemlichkeit alles schön bereitet finden. In den Umtrieb unseres Gasthauses wollte ich sie nicht verfehlt sehen. Ich mietete ein Häuschen vor der Stadt,

hübsch im Grünen gelegen und richtete es ein mit allen mir zu Gebot stehenden Mitteln. Der bloße Gedanke, daß ein liebes Angehöriges zu mir kam und mein einsames Leben verschönern wollte, brachte mich in Entzücken.

Noch schöner war der Tag, als ich in einem feinen Einspänner der Ankommenden entgegenfuhr. Sie hatte mir ihre Ankunft in New-York genau mitgeteilt, ebenso den Tag ihrer Weiterreise mit der Eisenbahn nach dem fernen Westen. Von der Endstation mußte sie noch mehrere hundert Meilen in der Postkutsche fahren — eine höchst ermüdende Reise! Doch ich war ein sicherer Rechner. Fünf- und zwanzig Meilen etwa hatte ich mit meinem Gefährt zurückgelegt, da — unvergeßlich bleibt mir jener Augenblick — sah ich trägen Laufes die Postkutsche daherrumpeln und erblickte bald unter andern Reisenden meine Schwester. Nun wurde auf mein Rufen Halt gemacht und ich schwang mich von meinem Sitz herab. Auf offener Landstraße fielen sich die Geschwister in die Arme. Als Anna, lieblich erblüht, auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau stand, hatte ich sie einst verlassen; so lebte sie in meiner Erinnerung. Jetzt war sie mit denselben strahlenden blauen Augen und dem blonden Lockenhaar, welches ihre freie Stirne umgrenzte, wiewohl in gereiften Jahren stehend, noch immer eine einnehmende Erscheinung. Unser beider Glück, als wir im leichten Wägelein davon fuhren, war unbeschreiblich groß, der Einzug in das stille neue Heim voll Wonne!

Die Folgezeit bewies, daß wir uns nicht umsonst gefreut hatten. Bei ihrer Kenntniss der englischen Sprache lebte Anna sich rasch in die neuen

Verhältnisse ein. Ihre Arbeitslust ließ sie in und außer dem Hause ein reiches Feld der Tätigkeit gewinnen. Als Musik- und Sprachlehrerin befreundete sie sich bald mit der gebildeten Klasse der Stadtbewohner. Was sie mir gewährte, will ich euch, liebe Kinder, noch besonders sagen. Seht, ich war in meinem religiösen Leben bei angestrengter Arbeit, in Gegenden, wo keinerlei kirchliche Versorgung stattfand, ziemlich rückwärts gekommen. Die Schwester leitete mich durch ihren stillen Einfluß, den sie als fromme Christin auf mich ausübte, zum himmlischen Vater zurück; wir hielten Hausandacht, wir sangen und beteten zusammen, wir besuchten das evangelische Gotteshaus, welches um jene Zeit in Helena erstellt wurde. Viel Gutes hat sie mir erwiesen in den Jahren unseres Beisammenseins. Wenn ich nach ernster Tagesarbeit dem kleinen Häuschen zuging, um im vertrauten Umgang mit der Schwester noch eine gemüthliche Abendstunde zuzubringen und dann mich zur Ruhe zu begeben, beseelte mich ein Wohlsein, das ich bisher nicht gefannt hatte — ich besah eine Heimat!“ —

Herr Wacker hielt inne, ein Zeichen, daß er für heute seine Erzählung abbrach. Dafür erschienen jetzt die warmen, zuderbestreuten Fastnachtküchlein, mit Apfelpompott herumgereicht, welche großen und kleinen Leuten gleich gut schmeckten. Trotz dieser schönen Abwechslung verweilte Fritz noch ganz bei der Erzählung, wie er überhaupt im Gegensatz zu Otto, welcher stets in der Gegenwart lebte, ein kleiner Philosoph war, welcher sich in seinen eigenen Gedanken bewegte. Er stieß jetzt seine Nebenherin, die verständige Agnes, mit dem Ellenbogen

an und flüsterte: „Wo ist denn nun diese Schwester Anna?“ „Das mußt du nicht weiter fragen,“ erwiderte Agnes, ebenfalls im Flüsterton: „sie ist ja vor zwei Jahren gestorben und es bleibt Onkels größter Schmerz, daß sie nicht mehr bei ihm ist.“

Weil heute die Erwachsenen hauptsächlich das Wort führten, hielten sich die Kinder mit der Unterhaltung in bescheidenen Grenzen. Der Aufbruch geschah zeitig. Herr Wacker versprach, Fritz unter seinen Schutz zu nehmen und ihn nach Hause zu begleiten. „Nicht wahr,“ sagte Fritz, als sie auf dem Heimweg waren: „Wenn man keine Schwestern hat, wie ich, so ist das sehr traurig. Aber wenn sie einem sterben, ist es noch trauriger und man muß doch allein sein.“ Der Onkel drückte seinem kleinen Freund die Hand und sagte: „Dann beschert einem Gott doch da und dort noch gute Menschen, welche einen lieb haben; dazu will ich meinen Fritz auch zählen!“

6. Ein Jagdvergnügen.

Heute war wieder Erzählungsabend, diesmal zur angenehmen Abwechslung für die Kinder bei Frau Berger, Fritzens Mutter, welche eine Einladung ergehen ließ, nachdem Herr Wacker einen Besuch bei ihr gemacht hatte. Nach dem Abendessen begaben Otto und seine Schwestern sich dahin auf den Weg. „Daß sich die tränkliche Frau so viel Unruhe mit euch macht!“ meinte die Frau Kanzleirat, als ihre Kinder wohlgerüstet und voll Unternehmungslust zum Abschiednehmen vor ihr standen. Otto, welcher die Schwestern gerne neckte, erwiderte: „Die Mädchen hätte man auch dies-

mal nicht dabei gebraucht, denn wir hören heute eine feine Bärengeſchichte! Der Onkel hat mir's ſchon anvertraut!“

Nun fielen aber die vier Schweſtern über den Bruder her und ſagten ihm tüchtig ihre Meinung. „Wir ſind doch nicht ſo wehleidig und zimpferlich, daß uns wilde Tiere erſchreden könnten!“ „Wir ſißen ſo ſtill bei der Arbeit, während ihr unmüßige Buben nichts tut!“ „Wir wollen doch auch die richtige Fortſetzung der Erzählung haben.“ „Und daß ihr's wiſſet, wir Nichten ſind dem Onkel ſo viel wert wie ihr, und er will uns dabei haben.“ — „Siehe, wie fein und lieblich“ — ſprach mit erhobenem Finger die Mutter, welche dem Gezänk ein Ende machte und ihre Kinder zur Türe hinausſchob. Bis die kleinen Leute an ihrem Ziele anlangten, war der Friede wieder hergeſtellt, und die geſittete Agnes an der Spitze, traten ſie bei Frau Berger ein. Friß war überglücklich und in großer Aufregung begriffen, bis auch der Onkel, von der Mutter freundlich bewillkommt, bei ihnen eintraf. Das Witwenſtübchen, ſonſt ſo ſtill, war nun ganz belebt und man ſetzte ſich um einen großen Tiſch, auf welchem ein einladender Apfelfuchen prangte. „Den hätten die Buben natürlich gerne allein verſpeiſt“, flüſterte die muntere Liſel ihrer Schweſter Elſe zu, noch entrüſtet über Ottos vorige Bemerkung. Der Onkel ſetzte ſich in einen feinen Lehnſtuhl und die Geſellſchaft gruppierete ſich um ihn her. Als er den angebotenen Kuchen zunächſt ablehnte, war es ein Zeichen, daß er zuerſt erzählen wollte. Nachdem Frau Berger noch bemerkt hatte, ſie ſei mit allem Vorhergegangenen durch Friß bekannt, begann der Onkel:

„Daß ich mich an einem festen Wohnplatz angesiedelt hatte und in der beglückenden Nähe meiner Schwester Anna lebte, habe ich euch, liebe Kinder, das leßtemal erzählt. Die Gegend um die Stadt Helena her ist wild romantisch. Es gibt hohe, mit Laubwald bedeckte Berge, tiefe Täler und Schluchten, reißende Gebirgsflüsse. Meine Arbeit im Gasthaus nahm mich ganz in Anspruch, doch so, daß ich, mit Freund Walter mich darein teilend, zuweilen einen freien Tag hatte, den ich häufig ausnützte, um der für Naturschönheiten so empfänglichen Schwester unsre reizvolle Umgebung zu zeigen. Eines vermischte ich sehr bei meiner jetzigen Lebensweise, das freie Umherschweifen in den Wäldern, mit dem Jagdgewehr über der Schulter. Ich war mit der Zeit ein guter Schütze geworden, früher aus Not, wenn ich vom Hunger getrieben auf Beute auszog, jetzt aus Liebhaberei und alter Gewohnheit. Als mich ein in der Nähe wohnender Farmer einlud, an einem bestimmten Tag mit ihm auf die Hasenjagd zu gehen, sagte ich freudig zu. Ich gedachte bei dem vorhandenen Wildstand in jener Gegend sicher etwas Gutes mit nach Hause zu bringen.

Es war Sonntag früh, als ich zu dem geplanten Unternehmen mich rüstete. Noch sehe ich den befremdenden Blick von Schwester Anna, als ich vor sie trat, um ihr Lebewohl zu sagen. Ich ahnte, daß sie mich lieber als ihren Begleiter auf dem Gang zur Kirche gesehen hätte, allein die Sache war ja nicht mehr zu ändern. „Wo ist Flod?“ fragte ich. Flod war unser treuer Hund, mein Begleiter auf allen Wegen, zum Jagen sehr brauchbar, aber auch als Hauswächter zuverlässig.

An Schwester Anna, welche alle Tiere so sehr liebte und die einen ganzen Hofstaat von Hühnern, Tauben und anderem Getier um sich versammelte, war er in kurzer Zeit sehr anhänglich geworden. Er empfing von ihr manchen guten Bissen und reichliche Liebkosungen. Nun war aber Floß trotz meines Rufens und Pfeifens nirgends zu finden. Ich mußte aufbrechen und ging noch an unsrem Gasthaus vorbei, ihn dort vermutend. Etwas ärgerlich, als ich ihn auch hier nicht fand, zog ich meine Straße und kam auf die Farm, als der Hausherr, wohl gerüstet, eben nach mir ausschaute. Von seinem Dachshund begleitet, kamen wir mit wenigen Schritten in den Wald, welcher, von der Herbstsonne durchleuchtet, in bunten Farben glühte, während über uns der blaue Himmelsdom sich ausspannte. Die kräftige Luft durchströmte mich mit behaglichem Wohlsein.

Wir gingen einen Weg, welchen wir in Floßs Begleitung zuweilen schon gemacht hatten, durchquerten den Wald und kamen an einer Lichtung an, welche einen malerischen Ausblick bot. Etwa hundert Schritte unter uns zog sich ein langgeschnittenes Tal dahin, von einem reißenden und tosenden Gebirgswasser durchzogen. Was erblickten wir zu unsrer nicht geringen Verwunderung und größtem Schrecken? Einen großen grauen Bergbären, welcher mit dem Rücken uns zugewandt, an dem klaren Wasser des Baches sich friedlich labte. „Laß uns eilends davon gehen!“ rief ich meinem Begleiter zu, welcher sich mit seiner schrotgeladenen Flinte auf den Anstand gestellt hatte, um zu schießen. „Nicht schießen!“ rief ich voll Entsetzen über seinen dummen Einfall, „du kannst das Tier

nur reizen aber niemals töten.“ Doch das Unheil war schon in vollem Gang. Das Gewehr knarrte; der Schütze hatte gut gezielt. Der Pelz des Bären wurde auf dem Rücken leicht gestreift, gerade soviel, um ihn wütend zu machen. Er brüllte, daß das Echo widerhallte und schaute sich um. Als er uns erblickt hatte, kam er in wilden Sätzen die Anhöhe herauf, gerade auf uns zu. Mein Nachbar, der tapfere Freund, hatte blitzschnell das Gewehr weggeworfen und sich samt seinem Dadel so eilig als möglich auf die Flucht begeben, im Nu war er aus meiner Sehweite entschwunden. Auch ich rannte aus Leibeskräften dem Walde zu, den Verfolger dicht hinter mir. „Diesmal bist du des Todes,“ hieß es in mir, und die Angst gab meinen Schritten Flügel, denn nur noch auf Armeslänge war der Bär von mir entfernt. In diesem entsetzlichen Augenblick der Not, während ich mit meinen leichten Schuhen an einer Baumwurzel hängen blieb und zu Boden stürzte, hörte ich das Gebell meines Floß, welcher in freudigen Sätzen auf mich zukam. Hilflos, von Menschen verlassen, lag ich da, aber während ich meine Rechnung mit diesem Leben abschloß, kam die Rettung. Der Hund sprang in weiten Kreisen um mich her und gebärdete sich wie rasend, während ich noch regungslos auf der Erde lag. Als ich mich etwas gefaßt hatte und meine Augen öffnete, sah ich, wie die beiden Tiere sich mit bössartigen Blicken maßen. Mein unerschrodener, treuer Floß trug den Sieg davon. Nach wenigen Minuten, welche für mich noch beängstigend und lang genug waren, sah ich, wie sich der Bär zurückzog und dann davon trollte, Floß immer mit wütendem Gebell hinter ihm her,

bis der Feind im Dickicht des Waldes verschwunden war.

Nun erst gewann ich Raum und Zeit, mich zu erheben. „Mein Gott, du hast geholfen!“ rief ich, während mir Tränen aus den Augen stürzten und ich den zurückkommenden Flock, der mich freudig begrüßte, um den Hals faßte. Dann eilten wir zusammen, so schnell mich meine Füße trugen, nach Hause. Es bleibt mir immer wunderbar, daß der Hund, welcher meine Spur verfolgend, mir nachgelaufen war, im Augenblick der höchsten Gefahr bei mir eintraf. Wie schön war es, als ich mit Schwester Anna, die mit Verwunderung und Entsetzen den Bericht anhörte, mich über meine Rettung freuen konnte!“ —

Der Onkel schwieg. Es entstand eine Pause, welche jedes der Anwesenden dazu benutzte, um das soeben Vernommene weiter in sich zu bewegen, bis Otto begeistert rief: „Das ist doch die herrlichste Geschichte von allen, die wir von dir gehört haben!“ „Ja — und so gut abgelaufen mit Hilfe des treuen Flock —“ „und weil der dumme Bär sich vor dem Hund gefürchtet hat“, echoten nacheinander die Schwestern. Der Kuchen wurde jetzt in Umlauf gesetzt und gab groß und klein eine angenehme Beschäftigung. Daneben kam der schüchternere Fritz zu Wort, indem er den Onkel fragte: „Wo hast du denn deinen Begleiter wiedergefunden?“ „Nach dem sah ich mich niemals wieder um“, erwiderte Herr Wader mit verhaltenem Grimm: „er hatte mich durch seine grauenhafte Torheit zuerst in die höchste Gefahr versetzt und dann mich feig im Stich gelassen. Es war meine erste und letzte „Hasenjagd“ mit ihm. Und

eins, ihr lieben Kinder, will ich euch noch sagen: Am Sonntag entsagte ich inskünftige dem Jagdvergnügen — dies war mein Dank gegen Gott für meine Lebensrettung.“

7. Ein Unglück und seine Folgen.

Martha und Else hatten heute wichtige Botengänge zu machen. Sie waren Zwillingsschwwestern und besorgten als solche ihre Sachen am liebsten gemeinsam. Nun luden sie in Mutters Auftrag Onkel August zu einem weiteren Erzählungsabend ein und ebenso Frau Berger und ihren Fritz. Der Abend trug insofern ein etwas anderes Gepräge, als eine kleine musikalische Aufführung der Kinder vorausging. Otto, welcher seit Jahresfrist Violinstunde hatte, trug sein erstes Solo öffentlich vor und wurde von Schwester Agnes auf dem Klavier begleitet. Nachher sangen Martha und Else ein Duett, welches sie unter Anleitung der älteren Schwester gelernt hatten. Beide Vorträge waren mit Eifer eingeübt und kamen recht schön zur Ausführung. Sie bildeten eine feierliche Einleitung für die Erzählung des Onkels, welcher, von seinen Zuhörern umgeben, also begann:

„Man hat mir immer nachgesagt, daß ich kein „Sitzleder“ habe, und als ein ehrlicher Mann kann ich diese Behauptung nicht widerlegen. Dem Umstand, daß ich Veränderung und Abwechslung von jeher liebte, ist es ja allein zuzuschreiben, daß ich in den fernen Weltteil überhaupt kam, wo es in dieser Hinsicht des Guten oft nur zuviel wurde.

Was ihr, liebe Kinder, heute hören werdet, ist eine abermalige große Veränderung in meinem Leben.

Mit den Ereignissen der Außenwelt blieben wir seit dem Betrieb des Gasthauses mit seinem regen Fremdenverkehr immer auf dem laufenden. Unter anderm hörten wir, daß in den sogenannten „Schwarzen Bergen“, Ausläufern des Felsengebirges, ein neues Wunderland entdeckt sei. Dort hausten noch, als in ihrem unbestrittenen Eigentum, die kriegerischen Sioux-Indianer. Mit Gefahr des Lebens zogen manche Abenteurer in das gebirgige, völlig unbebaute Land, um zu sehen, was sich an Reichtümern daselbst gewinnen lasse. Viele von ihnen kamen durch die Hand der Indianer um und wurden von ihnen unbarmherzig skalpiert. Anders gestaltete sich die Sache, als die Regierung den tapfern, im Kampf mit den Rothäuten wohlverfahrenen General Custer mit berittenem Heer entsandte mit dem Auftrag, das ganze Gebiet der Schwarzen Berge von den Indianern zu befreien und die Einwanderung von Weißen zu ermöglichen. In seiner Begleitung fanden sich Forschungsreisende, wissenschaftlich gebildete Männer, welche den Boden, das Gestein und anderes untersuchten. Das Ergebnis war ein glänzendes, sofern viel Edelmetall und darunter auch Gold gefunden wurde. Der General löste seine Aufgabe ebenfalls, und zwar sehr gut; er war im Kampf mit den Indianern beinahe immer siegreich. Diesen wurde, soweit sie noch vorhanden waren, ein Wohngebiet in einer andern Gegend angewiesen. Aber, daß sie darüber sehr erbittert waren, läßt sich begreifen. Einige Jahre später und an einem andern Ort fiel der

General selbst mit dreihundert seiner Krieger in ihre Hände. Die Rothhäute, welche jenesmal an Zahl weit überlegen waren, skalpierten sämtliche ihnen anheimgefallene Soldaten. Doch ist es ein schöner Zug von ihnen gewesen, daß sie den gleichfalls im Kampf gefallenen General, welchen sie als einen Helden anerkannten, dieser schändlichen Behandlungsweise nicht unterzogen, sondern ihm ein ehrliches Begräbniß verstatteten. — Jetzt widerfährt diesem Volk viel Gutes. Die Männer arbeiten unter der Aufsicht ihrer Regierungsbeamten, die sie dazu anleiten, ihr tägliches Brod zu verdienen; sie haben Kirchen und Prediger, welche sie mit dem Evangelium bekannt machen. Die Frauen werden demzufolge von ihren Männern menschenwürdiger behandelt, die Kinder gehen in die Schule und lernen, um fürs Leben brauchbar zu werden.

Wenn die Leute von Glück und Reichtum schwärmen, so hat das, besonders in Amerika, leicht etwas Anstößendes. Unsere Geschäfte in Helena gingen in jenem Jahre schlecht, und man vermutete noch ungünstigere Zeiten. Nach reiflicher Überlegung mit meinem Bundesgenossen Walter kamen wir zu dem Entschluß, in die Schwarzen Berge zu reisen und die Verhältnisse dort zu prüfen. Wir hatten uns mit der Zeit nahe befreundet und uns ein für allemal das Wort gegeben, uns nie wieder von einander zu trennen. Nachdem ich Schwester Anna, die mit unsrem Vorhaben einverstanden war, in die Obhut treuer Freunde gegeben hatte, traten wir unsre Reise an.

Von Eisenbahnen, welche jetzt die weiten Länderstrecken von Nordamerika nach allen Richtungen durchziehen, war damals noch keine Rede. Ein

Gefährt brachte uns, etwa hundert Meilen weit, an den breiten Missouri-Strom. Dort bestiegen wir einen Dampfer und kamen nach fünftägiger Fahrt stromabwärts in das neugegründete Städtchen „Bismarck“, von Deutschen bewohnt und zum Andenken an den großen deutschen Staatsmann so geheißten. Wer von euch seine Karte besichtigen will, kann unsern Weg verfolgen. Wir befanden uns nun im Staat Dakota und damit in der Nähe unseres Reiseziels. Immerhin mußten wir noch einige Tagereisen weit mit andern Reisenden in einer Postkutsche fahren. Die waldige Gebirgsgegend erhob sich immer großartiger und entzückender vor unsern Blicken, war aber noch so unsicher, daß zwei bewaffnete Schutzeleute uns voranritten auf der von Räubern und Indianern zuweilen noch betretenen Straße.

Deadwood (toter Wald), hieß die erste größere Ansiedlung, welche wir erreichten, in der wir bei längerem Aufenthalt uns näher umsahen. Der Name des im Entstehen begriffenen Städtchens, (sprich Dedwud), war ja nicht einladend, seine Lage aber, zwischen hohen Bergen eingebettet, fanden wir reizvoll, die Luft durch die nahen Tannenwälder ozonreich gemacht, erquickend und stärkend. Nur eine einzige Straße war vorhanden, deren Häuser aus Holz gebaut waren, der Zuzug von Einwandernden aber nahm täglich zu, so daß wir bald sahen, die Errichtung eines guten Gasthauses sei hier hochnützlich und verspreche reichlichen Verdienst. Wir überlegten den Plan und suchten ihn auszuführen. Die kommende Zeit war für uns insofern überaus arbeitsreich. In Helena wurden unsere Geschäfte glatt abgewickelt, in Deadwood richteten

wir uns ein. Nach drei Monaten konnte ich Schwester Anna zu uns holen und ihr ein hübsch gelegenes Haus am Walde mit Garten, diesmal nicht gemietet, sondern unser Eigentum, zur Verfügung stellen. In der fröhlichen Aussicht auf Erfolg unserer Arbeit flogen die nächsten Jahre schnell dahin. Die Entwicklung der Stadt war eine sehr rasche. Bald gab es auch eine Post- und eine Bankanstalt; Kirchen und Schulen sollten gebaut werden. Die Goldgräber fanden reichen Gewinn; es entstanden Mühlen und Schmelzwerke, um das aus tiefen Schächten gegrabene Erz, welches gleichfalls Gold enthielt, zu mahlen und zu sichten. Auf den angrenzenden Prärien siedelten sich Farmer an und trieben Viehzucht, ein einträgliches Geschäft, da die zum Schlachten geeigneten Tiere an die großen Schlachtstätten nach Chicago und Omaha verkauft wurden.

Es war in einer sternklaren Oktobernacht, als ich mich um elf Uhr zur Ruhe niederlegte. Freund Walter, der jüngere von uns beiden, war in Geschäften auswärts, daher ich im Gasthaus, welches mitten im Städtchen gelegen und noch durch ein Nebenhaus vergrößert war, zu verbleiben hatte. Müde von der Arbeit, aber befriedigt, daß ich beim abendlichen Gang durch alle Räume die gewohnte Ordnung vorgefunden hatte, schlief ich ein. Was war es für ein sonderbares Rufen und Schreien, das mich um Mitternacht aus dem Schlafe weckte? Als ich die Augen öffnete, — o Schreden, — drang heller Feuerchein zu mir ins Zimmer. Als ich mich eilends erhob, sah ich die Straße herauf, vom Wind getrieben, ein Flammenmeer auf unser Haus zukommen. „Kopf oben!“ dachte

ich und überschlug, was unter diesen Umständen meine erste That sein mußte. Eine Feuerwehr war im Städtchen noch nicht vorhanden, so sprang das Feuer mit ungehinderter Schnelligkeit von einem Haus, zum andern. Unsere Tiere, ein Pferd, Schweine und Hühner, welche in dem nahen Schuppen untergebracht waren, standen zunächst in Gefahr; nachdem ich die Leute im Haus geweckt hatte, eilte ich dorthin. Mit den Tieren, welche in großer Angst sich von mir die Freiheit geben ließen, wäre ich bald fertig gewesen. Doch da lagen, im Stalle verborgen, noch zwei Burschen, betrunkenes Gesindel, welche sich zum Übernachten hier eingeschlichen hatten. Es kostete mich die größte Mühe, sie zu wecken und ihnen die Gefahr, in der sie schwebten, klar zu machen. So kostbar für mich die Minuten waren, ich konnte doch kein Menschenleben dem Tode preisgeben.

Endlich kam ich an unser bereits brennendes Haus zurück, um die nötigsten Wertgegenstände zu retten. Vergebliche Mühe! Der Eingang war nicht mehr zu gewinnen. Als ich durch ein Fenster eindringen wollte, um wenigstens unsre Kasse zu holen, legte sich eine zarte Hand auf meine Schulter: „Laß es sein, August, du würdest unfehlbar dabei umkommen!“ sagte Schwester Anna mit fester Stimme. Sie war, durch den nächtlichen Lärm aus tiefem Schlaf geweckt, herbeigeeilt und stand in jener Schreckensnacht als tröstender Engel mir zur Seite. Wir sahen, wie noch viele andere, unser ganzes Hab' und Gut vor unsern Augen untergehen. Das Ereignis war für alle Beteiligten um so trauriger, weil bei mangelnder Gelegenheit in jenem Lande niemand versichert war. Da lernt

man geordnete Zustände, wie sie anderwärts längst bestanden, schätzen.

Als der Morgen graute, war dem Feuer Einhalt getan, aber das halbe Städtchen lag in Asche. Wir waren insofern noch gut daran, weil wir an unsrem abseits gelegenen Bohnhaus doch noch ein Dach über unsrem Haupte hatten. Als Freund Walter zurückkam und die Zerstörung sah, konnte er sich kaum darein finden. Doch Anna, die starke Seele, sprach uns Mut zu: „Zum Reichwerden sind wir nicht bestimmt,“ sagte sie uns, als wir rat- und trostlos beisammen saßen, „aber glücklich können wir darum doch sein.“ Sie meinte damit das innere Glück, ihr Gottvertrauen, welches sie festhielt, und das sich in jener schweren Zeit auch uns mehr und mehr mittheilte. —

„Wie geht es weiter?“ rief Otto gespannt, als der Onkel schwieg. „Abwarten!“ sagte dieser und gab damit das Zeichen zum Beschluß dieses Abends.

8. Glück und Frieden.

Der Frühling verkündete durch allerlei Boten, mit Sonnenschein und Vogelgezwitzchen sein freundliches Nahen. Ottos Schwestern waren beim Herrichten des Hausgartens beschäftigt. Das Nesthäkchen Lisel wurde von der Mutter angeleitet zum Auflesen der grünen Schosse, welche die Sähre des Gärtners vom Gesträuch abgeschnitten hatte, Martha half beim Einpflanzen der Blumenbeete, Else säuberte die Wege vom Unkraut. Agnes aber war mit der Reinigung des Gartenhauses betraut worden und hantierte dort mit Besen, Bürste, Wasser und Seife so gewaltig, daß zu hoffen stand,

es werde der Winterstaub gründlich vertilgt werden. Zum Lohn für alle diese Mühe war in Aussicht genommen, der Onkel werde sich am Abend in dem neuerstandenen Raum einfänden und in der Erzählung seiner Abenteuer fortfahren. Bünktlich stellte auch Fritz sich dazu ein, und als die Zuhörerschaft vollzählig war, begann der Onkel:

„Bei dem großen Brand in Deadwood, der uns und unsre Mitbürger in großen Schaden brachte, sind wir das leztmal stehen geblieben. Was ließ sich anders tun, als daß wir, wie vor Jahren, unser Werk und unsre Arbeit von neuem begannen? Mit entlehntem Geld, was uns natürlich sauer ankam, bauten wir unser Anwesen wieder auf, alle Beteiligten machten sich Mut, und so ging es mit Gottes Hilfe weiter.

„Glücklich können wir dennoch sein!“ hatte Schwester Anna jenesmal gesagt, und dieses Wort erfüllte sich an ihr in einer besonderen Weise. Ich will euch, liebe Kinder, jezt zu einer Hochzeit führen, das ist euch gewiß eine Freude! Ja, wären nur alle Verwandten aus der Heimat persönlich zugegen gewesen, als Schwester Anna meinem Freunde Walter die Hand zum Ehebunde reichte! Dieser hatte eine tiefe Neigung zu meiner Schwester in seinem treuen, stillen Herzen getragen. Nun kam es zur Erfüllung seiner Wünsche, zum Wohl für beide Teile, auch für mich, der ich in jenen Tagen den Brautvater machte und alles Notwendige besorgte. Nie hat Schwester Anna diesen Schritt bereut und ein noch innigeres Band als bisher umschlang uns drei Fremdlinge im fremden Land.

Deadwood entwickelte sich immer mehr zu einer großen Minenstadt. Minen heißt man bekanntlich

die abgegrenzten Bezirke, wo aus tiefen Schächten die metallnen Schätze der Erde gegraben werden. Jene Jahre des Aufschwungs kamen uns sehr zu gut. Auch Schwester Anna, wie wir, hatte einen großen Wirkungskreis und viele Pflichten. Den Angestellten in unsrem Gasthof, deren es viele waren, oft so bunt gemischt, wie die Einwohnerschaft der Stadt überhaupt, brachte sie ein warmes Herz, im Nothfall Trost und Hilfe entgegen. Unsrer Leute, auch manche Gäste und Reisende, durften ihr all ihre Anliegen mittheilen; erstere verehrten sie wie eine Mutter. Besonders tätig war sie für das kirchliche Leben, welches sich zu unsrer Freude immer mehr entfaltete. Sie verstand die Orgel trefflich zu spielen und leitete in der Kirche den Gesang mit dem ihr eignen musikalischen Verständnis. In der Schule gab sie den Kindern Sprachunterricht, und unter ihren Freunden gründete sie einen Missionsverein, sie alle erwärmend für das große Werk der Heidenmission, welches sie als Christenpflicht erachtete und wofür sie selbst mit Freuden Opfer brachte.

An Weihnachten, wo wie gewöhnlich den Kreis der Freunde zu uns einluden, freuten wir uns von Herzen; wenn Schwester Anna etwas veranstaltete, gelang es stets aufs beste. Die Feier mit einem Christbaum mußte genau so stattfinden, wie einst zu Hause im deutschen Vaterland. Zuerst die Weihnachtslieder, mit uns und allen Hausgenossen vorher wohl eingeübt, hernach die Verlesung des Weihnachtsevangeliums, der frohen Botschaft. Zum Schluß fand jedes der Anwesenden ein Geschenk, das mit der Inschrift versehen am Baum angebracht war. Ich, als einer, der schon manches

Gedicht „aus dem Stegreif“ geliefert hatte, mußte dazu dichten, soviel ich nur konnte. Sogar auf mich selbst, als einen armen „Bachvogel“ trug ich bei solcher Gelegenheit einmal ein Gedicht vor, welches allgemeine Heiterkeit erregte. Bei der nächsten Zusammenkunft dürft ihr, liebe Kinder, es auch hören.

Nur einmal in langer Zeit vergönnten wir drei uns eine Reise und Erholungsaufenthalt in Kalifornien. Dahin war es aus den Schwarzen Bergen, besonders seit Deadwood an einer Eisenbahnlinie lag, nicht sehr weit. Wir reisten zunächst nach der Stadt Denver im Staat Colorado; dies war der Ort, wo ich im Anfang meiner Wanderschaft meine erste Blodhütte gebaut und Gold gegraben hatte. Ich war dort einst Besitzer einer Mine. Als ich sehr lange keinen Erfolg meiner Arbeit sah, verkaufte ich mein Landstück um ein Billiges und zog von dannen. Mein Nachfolger, welcher tiefer grub, fand auf dieser Stelle ein Jahr später einen Klumpen Gold, so groß, daß er damit ein reicher Mann wurde. Damals war ich ein richtiger Bachvogel!

Doch — wir sind ja auf dem Weg nach Kalifornien und ich bin unversehens abgeschweift! Ihr könnet heute abend eure Landkarte betrachten und uns auf unserer Reise begleiten. Wir fahren von Denver auf der sogenannten Pacific-Bahn über das Felsengebirge, eine prächtige Fahrt, wo das Bahngleise auf dem höchsten Gipfel meilenweit dahingeht und im Winter durch Bretterdächer vor dem monatelang in dichten Floden fallenden Schnee beschützt wird. Dann ging es aus schwindelnder Höhe herab in die reizenden Talebenen Kaliforniens, wo vom Stillen Ozean her linde Lüfte wehen, und

blauer Himmel und Sonnenschein unsre stetigen Begleiter waren. San Francisco ist die größte, sehr verkehrsreiche Stadt, welche wir besichtigten, dann weiter südlich gelegen, Los Angeles. Nachher blieben wir an einem ruhigen Ort zu längerem Verweilen. Früher war Kalifornien ein reiches Goldland. Jetzt ist es ausgebeutet, hat aber dafür in der Obst- und Weinzucht einen ungeheuren Aufschwung genommen. Was in diesem, von der Natur so reichgeegneten Lande wächst, wird von keinem Erzeugnis andrer Länder je übertroffen. Diese Reise blieb uns noch lange in schönster Erinnerung.

Die Zeit fliegt schnell im Kreislauf ernster Pflichten. Ich führe euch, zum Beschluß für heute, über Jahre hinweg bis zu den schwereren Tagen und Wochen, als ich mit der Schwester am Krankenbett ihres geliebten Mannes stand. Nie hätten wir gedacht, daß Walter, so viel jünger als ich, zuerst sterben würde; doch es war so bestimmt in Gottes Rat. Nach neunjähriger Ehe, welche kinderlos geblieben war, wurde Anna zur Witwe, von mir in ihrer ergebungsvollen Trauer noch herzlich geliebt und mit treuer Fürsorge umgeben.

Unser Gasthof hatte sich so sehr ausgedehnt und erweitert, daß es nach des Schwagers Tod der Arbeit für mich zu viel war. „Laß uns unsre Geschäfte abwickeln und in die Heimat zurückkehren,“ bat Schwester Anna; und da auch ich immer den Wunsch gehegt hatte, mein Leben im deutschen Vaterland zu beschließen, ließen wir den Plan zur Tat werden. Die Ausführung ging nicht so leicht. Wir waren recht festgewurzelt an der Stelle, wo wir in Freud und Leid soviel erlebt hatten, manche Annehmlichkeit des Lebens mußten wir aufgeben,

treue Freunde zurücklassen. Doch der Zug des Herzens bei uns beiden war stark genug, alle Hindernisse zu überwinden. Als die Briefe unsrer lieben Angehörigen mit Freuden uns willkommen hießen, waren wir schon im Ausbruch begriffen. Ein andermal, und zwar recht bald dürft Ihr hiervon mehr erfahren.

9. Wieder daheim!

Der Monat April war diesmal ein recht unfreundlicher Geselle. Mit den Winterfreuden unserer Kinder war's vorbei, der ersehnte Frühling aber, der sich schon gemeldet hatte, wollte sich nicht einstellen. Nässe, Kälte, Regenwetter, so ging es ununterbrochen fort, da ließ sich in der freien Natur, in Feld und Wald, kaum etwas Rechtes ausführen. Mit Wonne hörte daher eines Tages Frik, er sei mit den Kanzleiratskindern zu Onkel August eingeladen. „Er will uns den Beschluß seiner Erlebnisse mitteilen,“ berichtete ihm Otto. „Warum denn schon Beschluß?“ bedauerte Frik, und der Gefragte gab die weise Belehrung: „Weil eben alles in der Welt ein Ende nimmt.“

Als die Kinder zur bestimmten Stunde bei Herrn Wader eintraten, fanden sie eine richtige Schokoladervisite vorbereitet, welche der Onkel mit Beihilfe von Agnes veranstaltet hatte. Nach der Begrüßung setzte man sich zu Tisch und begann in gehobener Stimmung das Mahl. Der angebotene Butterkuchen schmeckte in dem dufenden Getränk ganz vortrefflich. In der nächsten Umgebung der Gäste befanden sich allerlei Gegenstände, die den Kindern durch Onkels Erzählungen ganz vertraut

waren. An den Wänden sah man amerikanische Landschafts- und Indianerbilder, auf dem Boden lag als Teppich ein braunes Büffelfell, vor des Onkels Bett im Nebenraum ein grauer Wolf mit Kopf und Schwanz, erschrecklich anzuschauen. Ein großes, lebensvolles Bild von Schwester Anna, auf welches der Onkel aufmerksam machte, fesselte aller Blicke. Nachdem die Tassen abgeräumt und Ruhe und Ordnung hergestellt waren, begann der Onkel:

Welch ein Unterschied zwischen meiner Reise vor vielen Jahren nach Amerika und der jetzigen in die Heimat zurück! Damals schwamm ich auf einem Segelschiff viele lange Wochen auf dem Ozean, dann ging's an die Grenze des damaligen Eisenbahn-Verkehrs nach Chicago; nachher in der Postkutsche und zuletzt zu Pferd oder auf dem Dampfwagen über die Hunderte von Meilen langen Ebenen, bis an die Gebirge. Jetzt fuhren wir in knapp vier Tagen mit der Eisenbahn nach New-York, bestiegen einen prächtigen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie und landeten acht Tage später im deutschen Vaterland. Unvergeßlich bleibt mir die wehmütige Stimmung Schwester Annas während der Reise. Sie sprach seit dem Tode ihres Mannes oft vom Sterben. „So wird es einmal sein, wenn wir nach der himmlischen Heimat ziehen, wir lassen alles zurück und gehen dem ersehnten Ziel entgegen,“ sagte sie zu mir eines Abend, während sie, an die Brüstung des Schiffes gelehnt, auf die unendliche Meeresfläche hinaussah. Gar herzlich war, wie ihr Kinder wißt, unser Empfang hier bei unsern Lieben vor drei Jahren. Aber eine Ahnung dessen, was bald kommen würde, durchzog mich damals.

Die teure Schwester hat die große Veränderung doch schwer ertragen. Früher hoffte ich, sie werde mir einmal die Augen zudrücken, aber anders ist es gegangen; Anna ging mir im Tode voraus, unauslöschlich lebt in meinem Herzen ihr Gedächtnis!“

Herr Vater schwieg einen Augenblick, und niemand wagte ihn mit einem Wort zu stören, bis er nach dieser Pause weiter fortfuhr: „Mit Kindern darf man bei Traurigem nicht allzulang verweilen, genug — ich hoffe einst auch anzulanden im himmlischen Vaterhaus, wohin Anna mir den Weg gewiesen. Zum Schlusse will ich euch, liebe Kinder, noch etwas Ergößliches erzählen, das zurückgreift an den Anfang meines Lebens. Eine Erinnerung kann ich es nicht nennen, denn ich war dazumal ein drei Wochen altes Büblein. Aber die Eltern und ältern Geschwister haben mir den Vorgang oft erzählt, daher seine Wahrheit wohl verbürgt ist. Kommt mit mir in das Dorfkirchlein, wohin ich an einem rauhen Wintertag zur Taufe getragen wurde. Das Fest erhielt eine besondere Weihe durch die Gegenwart eines Bruders meines Vaters, des Onkels Hauptmann, welcher als Pate dabei war. Er stand bei der Taufhandlung in seiner prächtigen Uniform an erster Stelle, ein Ordensstern glänzte auf seiner Brust. Die Dorfbewohner hatten eine solch hohe Erscheinung noch nie gesehen. Meinen Namen August trage ich diesem Onkel zu Ehren. Meine zehnjährige Schwester Luise hatte mich auf ihren Armen getragen und sollte mich, noch wohlverhüllt, unter Beihilfe einer Frau, die alles besorgte, an den Paten übergeben. Wie die drei es miteinander anhuben, kann ich gewiß nicht sagen, jedenfalls hielten sie anstatt meines Kopfes

die Füße hoch. Genug — ich stürzte aus dem Rissen und unterm Tuch hervor und lag im nächsten Augenblick auf dem harten Steinboden, dem Onkel Hauptmann zu Füßen! Mein Geschrei und das Entsetzen der Leute könnt ihr euch vorstellen. Zum Glück war ich ganz unverfehrt, niemand begriff daß ich den bösen Fall so gut überstanden hatte. Nachdem ich in mein Rissen zurückversezt war, wurde ich getauft; als ein aus Lebensgefahr errettetes Kindlein trug man mich der Mutter nach Hause.

„Bei dir ist doch auch alles wunderbar,“ rief Otto, welcher nicht mehr länger an sich hielt, und die gesamte Gesellschaft stimmte mit ihm überein. Agnes erlaubte sich zu bemerken, das „Sizleder“ habe allem nach schon damals gefehlt, und niemand konnte es bestreiten. Onkel und Kinder waren durch die Erzählung gleich heiter gestimmt. Doch Frikz, welcher einen allzuschNELLEN Abschluß fürchtete, erinnerte jetzt an das Gedicht vom „Bachvogel“. „Gewiß, ihr sollt es hören,“ sprach bereitwillig der Onkel. „Ich kleide mich dazu in meinen Büffelrod, der noch ein Stück Erinnerung aus den vergangenen Tagen darstellt. Otto, welcher am häufigsten hier aus- und eingeht, hat das besagte Kleidungsstück schon gesehen, die andern aber nicht.“ Als Herr Wader in seinem Schlafgemach verschwand, waren alle gespannt, zu sehen, was da kommen würde. „Nun, wie gefall’ ich euch?“ fragte der Onkel, als er in einem braunen zottigen Überrod, der ihm bis auf die Füße reichte, und mit einer breiten Pelzmütze auf dem Kopf, vor die Kinder trat. „Ich ritt in diesem Aufzug im strengen Winter auf meinem guten alten „Did“ oft durch die Schwarzen Berge, natürlich nie ohne

den Revolver in der Tasche.“ — „O, einen Räuberhauptmann könntest du gut vorstellen!“ versicherte Otto; „aber nicht zum Fürchten,“ wehrte sich Fritz, und jedes sagte noch seine Meinung. Nachdem der Dunkel von allen Seiten bewundert war, gebot er Ruhe. Er stellte sich an das obere Tischende, verbeugte sich als Vortragender und begann mit volltönender Stimme:

Der Bockvogel.

Von A. P.

„Aufwärts streben ist ja richtig,
Unser Junge hat's probiert,
Doch wie oft sind Pläne nichtig,
Werden niemals ausgeführt.

Stille sitzen, wo es paßte,
Das verstand er leider nicht,
Wenn der Wandertrieb ihn faßte,
War auf Neues er erpicht.

Und wie schon bei seiner Taufe
Bock er hatte, als er fiel,
So im langen Lebenslaufe
Bock stets kam am nahen Ziel.

Aber trotz dem vielen Fallen,
Ist er immer noch im Lauf,
Grade wie ein Kautschukballen
Nach dem Wurf ist obenauf.

Ob auch manche Sorg' ihn plaget,
Auf die Nacht wird's immer Licht;
Drum nur vorwärts, unverzaget,
„Unkraut“, heißt's, „verdirbt ja nicht.“

Spaß beiseit! — Noch eine Zeile
Von dem Jungen, der einst fiel;
Ist's bald seine letzte Meile
Von des Lebens Wanderziel?

Denkt er an so viel Gefahren,
Spricht er stets mit Zuversicht:
„Der dir half in all den Jahren,
Gott, der Herr, verläßt dich nicht!“

Den Trost soll mir niemand rauben,
Weder Teufel, Hölle noch Tod.
Fest ich halt' in kühnem Glauben
An der Lieb zum gü'tgen Gott!“

Mit lebhaften Armbewegungen und kräftigem Brustton hatte der Onkel seinen Vortrag beendet. Nun verbeugte er sich vor der Gesellschaft und ging eilends ab, um sich der warmen Hüllen zu entledigen. Bei den Kindern aber war die Begeisterung in hellem Zug. „Bravo, bravo“, riefen sie hinter dem Abziehenden her, klatschten in die Hände und trampelten mit den Füßen, so daß der Onkel ernstlich fürchtete, die Hausfrau möchte erscheinen und bitten, daß man ihr nicht das Haus über dem Kopf abbreche. Glücklicherweise ging der Beifallsturm ohne solchen Zwischenfall vorüber.

Agnes mahnte nach der frohen Stunde jetzt zum Aufbruch, welcher allen noch zu früh erschien. „Abwarten“, sprach der Onkel, welcher dieses Wort, als ein Ergebnis seiner Lebenserfahrungen, gern im Munde führte. Daß nach allem Schönen, das man gehabt, noch etwas Besonderes kommen würde, war den Kindern klar und offenbar, gehorsam blieben sie auf ihren Plätzen sitzen. Der Onkel brachte jetzt ein zierliches Schmutzkästchen zum Vorschein und setzte es behutsam vor sich auf dem Tische nieder. „Ich möchte jedem von euch nach den frohen Stunden, die wir zusammen verbrachten, ein Andenken geben,“ sprach er gütig, die Schatulle öffnend, während seinen kleinen Gästen das Herz

vor Erwartung klopfte. „Dir, liebe Agnes, die heute mein liebes Hausmütterchen darstellte, bestimme ich die goldene Uhr von Tante Anna; du wirst sie, wie ich weiß, in Ehren halten und mit Sorgfalt behandeln. Die Zwillinge erhalten beide dasselbe, nämlich je einen Ring von Gold aus den Schwarzen Bergen, Lisel soll das silberne Kreuz bekommen, welches die Tante bei festlichen Anlässen so gerne trug. Mit den Buben muß ich mir anders helfen. Otto und Frik erhalten als Andenken jeder eine echte Uhrenkette, wie der Onkel sie trägt, der ihnen bei der nächsten festlichen Gelegenheit die Uhren dazu stiften wird.

Die Überraschung der Kinder, ihr Verwundern und Freuen war grenzenlos. Vorsichtig packten sie die schönen Schmuckgegenstände ein, die ihnen der Onkel übergeben hatte, gerührten Herzens dankten sie ihm und versprachen, daß ihnen die Erzählungsabende auch ohne diese wertvolle Zugabe in unauslöschlichem Gedächtnis bleiben werden. Froh und reich gemacht kamen sie nach Hause in dem Bewußtsein: solch einen Onkel wie wir haben nicht alle Kinder! Sie wollen ihn aber auch lieben und ehren, wie er es verdient und ihm in ihrem Teil den Abend seines an Ereignissen so reichen Lebens verschönern, so gut sie es vermögen.





Christoph Kolumbus, der Entdecker von Amerika.

Christoph Kolumbus ist als Sohn eines Webers in Genua vermutlich im Jahre 1446 geboren. Er widmete sich früh dem Seedienst und suchte, ungefähr dreißig Jahre alt, das Land auf, das auf eine Persönlichkeit von hochfliegenden Gedanken dazumal die größte Anziehungskraft ausüben mußte, das Königreich Portugal, den Ausgangspunkt so vieler Entdeckungsfahrten. Kolumbus machte viele Seereisen, die ihn nach Afrika und England, vielleicht auch nach dem fernen Norden führten, und bildete sich zu einem kühnen Schiffsführer aus. Daneben las er viel und eignete sich eine Menge Kenntnisse an.

Man war in Portugal damals bemüht, den Seeweg nach Ostasien zu finden. Kolumbus, der mit allen Gebildeten seiner Zeit den Glauben an die Kugelgestalt der Erde teilte, war überzeugt, daß ein Schiff, das von Europa westwärts fahre, schließlich an der Ostküste Asiens ankommen müsse. Dafür durfte er sich auf das Gutachten eines Landsmanns berufen, der allgemein als einer der größten Sachverständigen auf diesem Gebiete galt, des Florentiners Toscanelli. Der hatte gegenüber dem König von Portugal denselben Gedanken ausgesprochen, und Kolumbus be-

mühte sich um den Auftrag, den Versuch zu machen, gelangte aber nicht zum Ziel. Er verließ Portugal und wandte sich nach Spanien.

Auch hier hatte er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und schon war er auf dem Wege, sich nach Frankreich zu begeben und dort sein Glück zu versuchen, als noch im letzten Augenblick eine entscheidende Wendung eintrat. Königin Isabella von Kastilien, die Gemahlin des Königs Ferdinand von Aragon, gehoben durch die Einnahme von Granada und die glückliche Beendigung des maurischen Krieges, bewilligte die Bedingungen, unter denen er bereit war, das Wagnis auszuführen. Kolumbus wurde Admiral und oberster Statthalter über alle Länder, die er entdecken würde; der Zehnte des ganzen Gewinnes, den die Krone aus seinen Unternehmungen zu ziehen hoffte, wurde ihm zugesprochen; auch an dem Handel mit den neuen Ländern sollte er sich in einer für ihn sehr gewinnreichen Weise beteiligen dürfen.

Am 3. August 1492 fuhr er mit drei Schiffen und hundertzwanzig Mann aus dem Hafen von Palos aus. Zunächst lief er die schon seit geraumer Zeit unter spanischer Herrschaft stehenden Kanarischen Inseln an, wo notwendige Ausbesserungen an den Schiffen einen längeren, dem Admiral sehr unbequemen Halt erzwingen. Erst am 6. September trat er die Fahrt ins offene Meer an. Vom Ostpassat begünstigt, immer wieder durch kleine Vorkommnisse, wie das Erscheinen von Seevögeln, das Auffischen von Landpflanzen ermutigt, segelte man vorwärts. Die Mannschaften hielten aus; erst als die Schiffe etwa tausend Meilen zurückgelegt hatten, wurden die Angstlichen drohender

und verlangten schnelle Umkehr. Aber schon war man dem Ziele nahe. Die Anzeichen nahen Landes mehrten sich: frisch vom Lande gelöste Pflanzen, ein Stab mit Schnitzereien. Freitag den 12. Oktober erscholl der Ruf: „Land, Land!“ Es war die Insel *Guanahani*, eine der Bahamainseln, vermutlich die heutige Watlingsinsel.

Die Bewohner der Insel gingen völlig nackt und nährten sich von Erd- und Baumfrüchten, Fischen, Vögeln, Eidechsen; sie hatten es zu einer Stammverfassung unter Kaziken oder Häuptlingen gebracht und lebten in elenden Dörfern. Priester vermittelten den Verkehr mit den Göttern, die sie durch Wallfahrten zu gewinnen, durch Zauberei zu zwingen meinten. Bedroht war dieses friedliche Geschlecht durch einen stärkeren und gebildeteren Menschenschlag, der von der Orinokomündung herdrängte, die *Kariben*. Diesen war es nicht beschieden, ihre Eroberungen zu vollenden, seitdem die weißen, gewappneten Männer dem Meere entstiegen und mit Feuergewehr und abgerichteten Hunden über sie kamen.

Man entdeckte nun die benachbarten Inseln, namentlich *Kuba* und *Haiti*, und fand überall den reichsten und herrlichsten Pflanzenwuchs, auch etwas Gold, das aber die Habgier mehr reizte als befriedigte. Eine kleine Feste wurde errichtet, eine kleine Besatzung zurückgelassen. Dann kehrte der Entdecker zurück und langte nach gefahrvoller Fahrt am 15. März 1493 auf der Reede von *Palos an*. In *Barcelona*, wo sich das Königspaar eben aufhielt, wurde er mit hohen Ehren empfangen, wohl der großartigste Augenblick in diesem vielbewegten Leben.

Im September desselben Jahres ging ein zweites, viel größeres Geschwader in See, siebenzehn Schiffe mit fünfzehnhundert Menschen. Die kleinen Antillen wurden entdeckt, dann Haiti angelaufen, wo jene Ansiedlung gegründet worden war. Aber man fand nur eine Brandstätte und europäische Leichname. Aus den Berichten der Eingeborenen brachte man so viel heraus, daß die Zurückgebliebenen Schändlichkeiten gegen jene verübt hätten, dann selbst untereinander in blutige Streitigkeiten geraten und zuletzt von der Überzahl der Eingeborenen überwältigt worden seien. Eine neue Ansiedlung wurde gegründet; den Befehl vertraute Kolumbus seinem Bruder Bartholomäus an. Er selbst kehrte nach weiteren Fahrten, die ihn auch nach Jamaica führten, nach Spanien zurück und stellte sich im Juni 1496 zu Burgos seiner gnädigen Königin vor.

Diese bewies ihm zwar das alte Vertrauen, allein im Volk begann der Ruhm des Entdeckers schon einigermaßen zu erblaffen, weil er die allzu großartigen Versprechungen, die er gegeben hatte, eben doch nicht hatte einlösen können. So viel Gold, als man erwartet hatte, trug das neue Ophir, wie man Haiti mit großer Übertreibung nannte, keineswegs ein, und für die bedeutenden geographischen Entdeckungen hatten nur wenige Sinn. Gleichwohl vertraute Isabella ihrem Großadmiral aufs neue sechs Schiffe an, mit denen er im Mai 1498 seine dritte Reise antrat. Er kam nach Trinidad und von da an das Delta des Orinoko, dessen Wassermassen die Spanier mit Staunen erfüllten. Damit war die allerwichtigste Entdeckung gemacht: das amerikanische

Festland war erreicht. Doch betrat Kolumbus das Land nicht, sondern steuerte nur längs der Küste hin. Bei dieser Gelegenheit sah man einige Pfahlbaudörfer der Eingeborenen, die man mit Venedig verglich, und so entstand der Name Venezuela für die ganze Landschaft. Viel Zeit hatte der Admiral für diesen Teil der neuen Welt nicht übrig, denn es drängte ihn, sich nach seiner Ansiedlung auf Haiti umzusehen.

Was er dort vorfand, war noch mehr als das vorigemal dazu angetan, sein Herz mit Trauer zu erfüllen. Der Oberrichter Koldan hatte sich gegen Bartholomäus Kolumbus aufgelehnt, und als nun Christoph das Gewicht der eigenen Persönlichkeit in die Waagschale werfen sollte, bewährte er nicht die Tatkraft, die man bisher an ihm kennen gelernt hatte. Er ließ sich mit dem Empörer in Unterhandlungen ein und trat dem Vorschlage bei, daß ein königlicher Bevollmächtigter zur Schlichtung der Streitigkeiten entsandt werden sollte. Dies geschah; kaum aber war der Erwartete, ein roher Abenteurer namens Bobadilla, eingetroffen, als er rücksichtslos auf Koldans Seite trat. Kolumbus, sein Sohn und sein Bruder wurden in Fesseln geschlagen und zur Aburteilung nach Spanien gesandt, wo sie im November des Jahres 1500 ankamen.

Freilich billigte man im Mutterlande das Verfahren nicht, sondern bemühte sich, dem Mißhandelten wenigstens teilweise Genugthuung zu geben. Er wurde unverzüglich in Freiheit gesetzt und am Hofe ehrenvoll empfangen, Bobadilla in Ungnade abberufen, Koldan gefangen gesetzt; beide fanden auf der Rückfahrt in einem westindischen Wirbelsturm

ihren Untergang. Aber die Verwaltung der Ansiedlung blieb ihrem Begründer entzogen, und wenn man ihm auch aufs neue vier Schiffe überließ, mit denen er im Mai 1502 zu seiner vierten Entdeckungstreife auszog, so mag er in diesem Vertrauensbeweise doch schwerlich eine vollgültige Entschädigung für das Erlebte gesehen haben.

Diese letzte Fahrt des Kolumbus ging nach der Küste von Mittelamerika, welche die kleine Flotte im Juli erreichte. Nun überzeugte man sich, daß eine schon früher gehörte Nachricht von dem Dasein höher entwickelter Völker in diesem Teile der Erde auf Wahrheit beruht habe; denn die Eingeborenen, die hier auf Barken an das spanische Geschwader herankamen, erwiesen sich als ganz gesittete Menschen. Der Goldhunger ließ den Entdecker einen südlichen Kurs einschlagen; hier entdeckte er zwar das östliche Vorgebirge von Honduras und den Golf von Darien, aber das ersehnte Goldland wollte nicht erscheinen. Mit äußerster Anstrengung erreichten die von Wind und Wellen schlimm zugerichteten Fahrzeuge die Küste von Jamaika, aber nur um an dieser zu versinken. Ein von Haiti gesandtes Rettungsschiff nahm nach vielen Fährlichkeiten die Schiffbrüchigen auf, und als Kolumbus im November 1504 zum letztenmal in Spanien landete, kam er allein, auf einem fremden Schiffe.

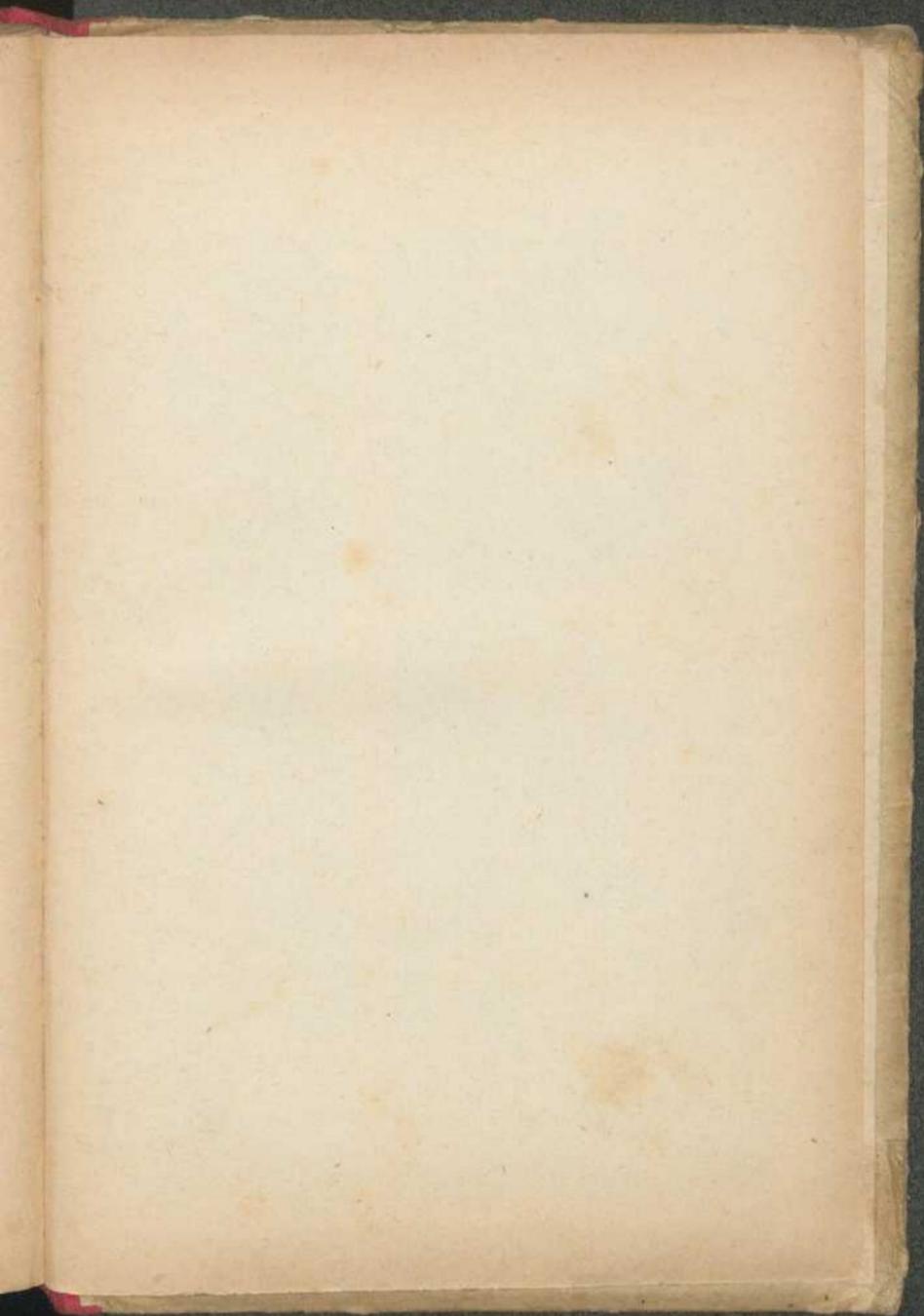
Die vierte Reise hatte dazu geführt, das Karaische Meer in seiner Begrenzung ziemlich vollständig zu erforschen. Allein für solche geistige Errungenschaften hatten die Nachhaber wenig Sinn, und da zudem bald nach Kolumbus' Rückkehr seine treue Beschützerin starb, so war sein

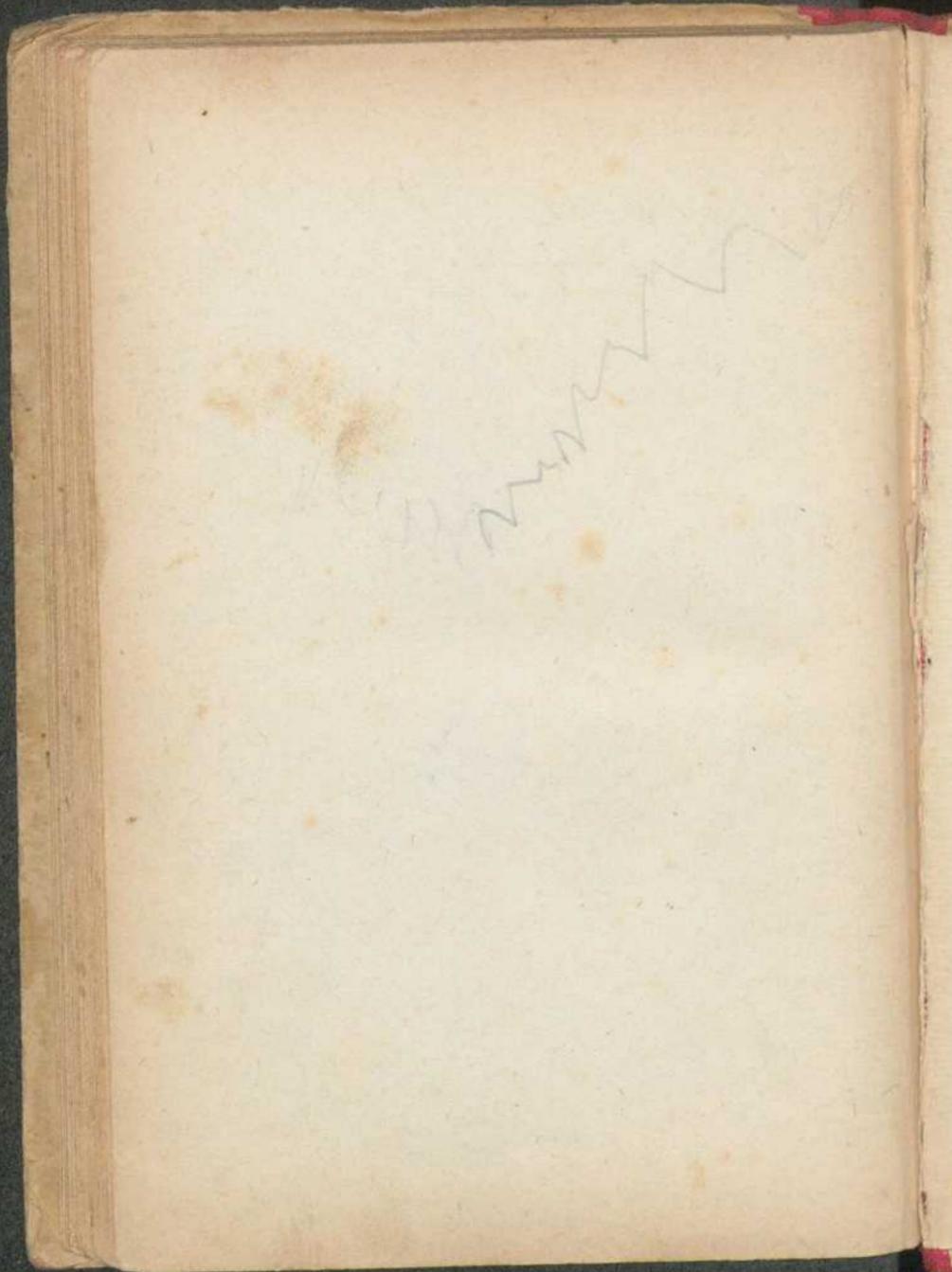
ferneres Schicksal entschieden. Schätze, wie sie erhofft waren, hatten die kostspieligen Unternehmungen nicht gebracht, und so wurde der unbequeme Dränger unter König Ferdinand beiseite geschoben. Es wurden ihm die gebührenden äußeren Ehren zuteil, auch hatte er sich ein ganz stattliches Vermögen erworben. Aber der Gram darüber, daß er zur Untätigkeit verdammt sei und seine Ansiedlung jenseits des Meeres nicht selber verwalten könne, nagte an seinem Herzen. Am 21. Mai 1506 ist Kolumbus zu Valladolid einsam aus diesem Leben geschieden; er starb in dem festen Glauben, daß er den Seeweg nach Indien gefunden habe als ein von Gott ausersehenes Werkzeug zur Entdeckung neuer Welten und zur Ausbreitung des Christentums.



Inhaltsübersicht:

Der Onkel aus Amerika:	Seite
1. Aus der alten in die neue Welt	3
2. Ins Goldland	10
3. Sorgen und Mühen	15
4. In Todesgefahr	21
5. Geschwisterliebe	28
6. Ein Jagdvergnügen	34
7. Ein Unglück und seine Folgen	40
8. Glück und Frieden	46
9. Wieder daheim	51
Christoph Kolumbus, der Entdecker von Amerika	58





7404
F804

Z5A78

S2

UB BIELEFELD

12.17

990/4487686+01



K

KLZ

99

Z5A78

S2

[1900?]

of the
m. 20

3671

Der Onkel aus Ameriko

Erzählung

von

Maria Liebrecht.



Konstanz.
Christlicher Buch- und Kunstverlag
Carl Hirsch N.-G.

